

DIE ZEITSCHRIFT FÜR MEINE SCHWEIZ.

# HELVEZIN



## **INTERVIEW**

**Guido Fluri und  
Peach Weber**

## **FOTOREPORTAGE**

**Jura: Gästehaus mit  
Hirschen und Enzian**

## **ESSAY**

**Ein einzig Volk von  
Minderheiten**

## **DOSSIER**

**Wo ist Heimat?  
Drei Porträts**

# 0 August 2015



# HELVETIA IM GLÜCK: MIT HELVEZIN IST EIN GESUNDES KIND GEBOREN, DAS BESTIMMT NIE FREMDELN WIRD.



Geburt  
um 00:03, am

1.8.2015

Seiten  
mit Umschlag

68

Gewicht  
in Gramm

203

Masse  
Breite x Höhe in mm

225 x 280

## *Pessimisten und Bremser, zur Seite!*

*Seit wir mit dem Projekt der «Bürger-Zeitschrift» Helvezin begonnen haben, fallen mir immer wieder kleine Begebenheiten auf. Da ist der Ingenieur bei uns am «Zmorgetisch», der mit Leidenschaft von den kleinen, komplizierten Apparaten seiner Firma erzählt. Da ist die grüne Gemeinderätin, die in einem Vorort mit einem Kollegen von der SVP lachend beim Bier sitzt und mit ihm Witze über die Vertreter der Mitte macht. Oder da ist der Moment bei den Jenischen, als Vater und Sohn von ihren Ferien und der Jagd im Bündnerland erzählen. Schliesslich ist da dieses Fussballspiel, während dem das Land still steht und all die verschiedenen Grüppchen in einem riesigen Meer aus Rot und Weiss aufgehen. Es liessen sich noch viele Geschichten mehr erzählen. Sie alle haben gemein, mir die Vielschichtigkeit meiner Heimat vor Augen zu führen.*

*Natürlich liegen Dinge im Argen, haben wir Sorgen und viel Arbeit vor uns. Die Welt um uns dreht sich schnell, die Zukunft hält Herausforderungen von gewaltigem Ausmass bereit. Wir werden uns dabei nie alle einig sein. Genau deshalb haben wir die Zeitschrift Helvezin konzipiert: Darin wollen wir Bürgersinn, Engagement und Zuversicht an den Tag legen. Und uns für die Werte einsetzen, welche die Schweiz zu unserer grossartigen Heimat gemacht haben.*

*Wir machen uns stark dafür, dass sich die Schweiz auch weiterhin als Willensnation konstituiert, die Bedrohungen meistern kann. Dass verschiedene Konfessionen und kulturelle Minderheiten im Konsens zusammenleben können. Dass wir als Stimmbürgerinnen und Stimmbürger auch in Zukunft mit Bedacht das System der direkten Demokratie leben.*

*Helvezin gibt es nicht damit eine Sicht dominiert. Unser Magazin soll vielmehr eine Plattform für verschiedene Meinungen sein. Ein Projekt für Konsens, Dialog und Respekt. Wir laden ein zum fundierten und ausgewogenen Gespräch und möchten damit einen Beitrag zur gesellschaftlichen Debatte leisten. Es ist an der Zeit, dass all die Nörgler, Pessimisten und Bremser zur Seite treten. Sie, liebe Leserin und lieber Leser, können uns dabei helfen: Nämlich indem Sie unsere Courage honorieren und uns als Mitglied oder mit einer Spende unterstützen.*

**Beni Lehmann, Herausgeber Helvezin**

### **Beni Lehmann**

Die giftige Auseinandersetzung im Anschluss zur Masseneinwanderungs-Initiative vom 9. Februar 2014 motivierte Beni Lehmann zur Gründung von Helvezin. Dem Herausgeber ist es ein Anliegen, dass «wir nicht verlernen, einander zuzuhören und miteinander zu reden».



### **Ruben Wyttenbach**

Die Fotos für Titelseite, Leitartikel und Essay sind im Helvezin eine kombinierte Arbeit zur schweizerischen Erinnerungskultur. Der Fotograf Ruben Wyttenbach war dafür in Marignano, Morgarten und auf dem Jolimont.

### **Titelbild**

Teil 1 der Fotoserie «Schweizer Erinnerungskultur»: Augenschein in Marignano, dem heutigen Melegnano bei Mailand.



# KLEINE TAUFREDE AUF EIN NEUGEBORENE MAGAZIN

Text: **Constantin Seibt**

Fotos: **Ruben Wyttenbach**

«Vergessen Sie», sagte die Hebamme zu mir, «die Windelwerbung. Neugeborene sehen nicht so aus. Meistens sind sie ziemlich hässlich. Ich sage das nur, damit Sie keinen Schock bekommen.»

Eine Nullnummer ist das Neugeborene unter den Presseerzeugnissen; noch faltig, mit ein paar blauen Flecken und den schwarzen Augen eines Aliens. Bekommen Sie also keinen Schock. Man muss jedes Baby mit Phantasie ansehen, mit dem Blick auf das, was kommen kann.

**Von allen Produkten des Menschen** ist ein Presseerzeugnis diesem am ähnlichsten. Deshalb, weil es seine wichtigsten Eigenschaften teilt: die Möglichkeit, sich zu entwickeln, das Schlendern von Tag zu Tag oder von Monat zu Monat, das Ausgeliefertsein den Ereignissen der Welt, die grosse Klappe, schliesslich die Aufgabe, zu handeln. Also die Welt nicht als gegeben zu nehmen sondern als veränderbar. Und wie der Mensch kann ein Magazin wachsen, schrumpfen oder sterben.

Es ist ein Irrtum, ein Magazin als Produkt zu sehen und nicht als Lebewesen. Es besteht aus mehr als aus seinen Komponenten. In seine Atome zerlegt ist auch ein Mensch nur 200 Franken wert; sein teuerster Bestandteil sind die 150 Gramm Kalium, zu etwa einem Franken pro Gramm. So ist es auch ein Fehler, ein Magazin als die Summe seiner Artikel zu begreifen und nicht als Haltung. Oder Journalismus als Aneinanderreihung von Fakten und nicht als das, was diesen den Sinn gibt: als eine Geschichte.

Einer der grössten Irrtümer im Leben wie im seriösen Journalismus ist, die Welt als verstanden zu nehmen: als stete Wiederholung logischer Entwicklungen. Und darauf zu setzen, dass jede Sache nicht so heiss gegessen wird wie gekocht. Unaufgeregtheit gilt zwar als realistisch, oft sogar als vornehm. In dem Sinne, wie Hemingway



Teil 2 der Fotoserie «Schweizer Erinnerungskultur»: **Auf dem Jolimont gibt es immer noch umfangreiche Bunkeranlagen aus dem Ersten Weltkrieg** [links]. **Sie waren Teil der «Fortifikation Murten» und sicherten das Mittelland gegen das «Burgunderloch» hin. Mit Texten und Wandmalerei** [rechts] **wurden die Soldaten patriotisch eingestimmt, unter anderem mit Bezug auf Adrian von Bubenberg, den Held der Schlacht von Murten 1476 gegen Karl den Kühnen.**

Vornehmheit beschrieb: «Man hält Langeweile für das, was reiche Leute tun.»

Zwar hat man mit einer unaufgeregten Haltung fast immer Recht, nur nicht in den entscheidenden Fällen. Alles, was die Welt wirklich veränderte, haben die Experten nicht vorhergesehen: den Fall der Berliner Mauer, das World-Trade-Center-Attentat, die Finanzkrise, den arabischen Frühling. Die Blindheit der Profis war kein Zufall. Denn die Welt bewegt sich nicht in Entwicklungen fort, sondern in Sprüngen. Das Entscheidende – im Guten wie im Schlechten – passiert in der Struktur des Wunders. Auch wenn das Wunder manchmal ein blaues ist.

Denn Ereignisse passieren wie Menschen, sie kommen per Geburt zur Welt. Wo vorher ein Niemand war, ist plötzlich ein Jemand. Und zwar ein Jemand, der wiederum das Gegebene verändert. Jedes frisch geborene Kind ist ein Maximum an Möglichkeit – auch wenn es vielleicht nur ein weiterer Steuerbeamter wird.

Dieses Neue zu erkennen, sobald es geboren wurde, ist auch die wichtigste Aufgabe des Journalismus; alles andere ist Füllstoff. Deshalb ist die wichtigste Tugend eines Journalisten nicht das Wissen darüber, was läuft. Sondern das Staunen darüber, was ist.

**Das «Helvezin» ist in eine harte Zeit geboren worden.** Seine Wiege steht in der schärfsten Pressekrise der Geschichte. Die klassischen Verlage wenden sich immer konsequenter vom Journalismus ab: Sie bauen ihre Zukunft auf Internet-Plattformen für Mode,

Autos und Katzenfutter. Insofern ist das «Helvezin» selbst etwas Neues: Der Versuch einiger Journalisten, sich von den Verlagen zu verabschieden und ihr eigenes Ding zu gründen. Man macht ein Unternehmen auf, schlicht, um den eigenen Job weiterhin so gut zu machen wie möglich.

Der Job, den sich das «Helvezin» gegeben hat, ist der schlimmstmögliche: Nicht einem Lager verpflichtet zu sein, sondern der staatsbürgerlichen Vernunft. Nichts braucht mehr Können. Denn wer für Vernunft eintritt, muss schärfer, genauer, witziger schreiben als jeder, der nur eine Meinung bestätigt. Denn Leser sind ein wenig wie Kinder: Sie lieben es, wenn es zischt und knallt – und nichts schadet der Vernunft mehr als Langeweile. Zu merken, dass Freundlichkeit, dass Konstruktives, dass Augenmass die wesentlich interessantere Aufgabe ist als Zerstörung, ist nicht umsonst eine Erkenntnis, die man erst nach der Pubertät hat. Denn sie braucht die ganze Stärke, den ganzen Trickreichtum eines Erwachsenen.

Ob das «Helvezin» also funktioniert? Ob es es schafft, zu leben? Das ist die Sache seiner Macher – und von Ihnen als Leser: Wollen Sie es oder nicht?

Die Philosophin Hannah Arendt schrieb einmal: Kein anderer Satz drücke knapper und schöner aus, dass man Vertrauen haben und hoffen darf, als der Satz: «Ein Kind ist uns geboren». Weil durch jedes Kind ein Anfang gesetzt wird, jedes Mal.

**Also viel Glück, faltiges Baby.** •

04 – 05 **Leitartikel**  
Kleine Taufrede auf ein neugeborenes Magazin

08 **Das Gewerbe**  
Messerschmied Leo Cozzio, Gossau SG

10 – 11 **Kolumne**  
Bleib sauber, lieb Mutterland!

**Interview**  
12 – 19

## «DAS WICHTIGSTE IM LEBEN SIND DIE SPUREN DER LIEBE»



Komiker Peach Weber und Selfmade-Unternehmer Guido Fluri im Gespräch über Erfolg, die Schweiz und den Sinn des Lebens.

20 – 21 **Comic**  
am Helvetiaplatz

**Fotoreportage**  
22 – 28

## WO SICH HIRSCH UND HASE GUTE NACHT SAGEN

Von Hirschen, Enzian und Trockenmauern: Besuch auf dem Probstenberg im Jura bei Oliver Bürgi



29 **Glosse**  
So vielfältig ist die Schweiz

**Essay**  
30 – 32

## EIN EINGIG VOLK VON MINDERHEITEN

Toleranz wird grossgeschrieben: Doch wer gehört überhaupt zu den tolerierenden Minderheiten?



34 – 35 **Kolumne**  
Meier & Jansen: Unsere vs. die anderen Kinder

**Dossier**  
37 – 43

## DIE SCHWEIZ ALS NEUES ZUHAUSE



Die Schweiz ist als Land für Einwanderer beliebt. Helvezin hat bei drei von ihnen nachgefragt, ob sie hier ein Zuhause gefunden haben.

44 – 47 **Zahlen & Fakten**  
Der Schweizer Mittelstand ist bunter geworden

48 – 52 **Hintergrund**  
Raumplanung zwischen (Ver-)Dichtung und Wahrheit

54 – 58 **Reportage**  
Durchstarten nach dem Tiefpunkt: mit der Fondation gad Stiftung

59 **Meinung**  
Hannes Germann, Ständerat Schaffhausen

60 – 61 **Volkes Stimme**  
Michael Langenegger, Lauperswil BE

62 – 63 **Schweizer Reise**  
1630 Bulle FR

64 **Impressum**

65 **Ausblick**

66 **Schlussstrich**



# MESSERSCHMIED

Leo Cozzio, Gossau SG



Text: **Nina Rudnicki**  
Fotos: **Peter Käser**

Seit fast dreissig Jahren arbeitet Leo Cozzio in seiner Messerschmiede. Schon als Jugendlicher träumte er davon, einmal selbstständig zu sein. Weshalb, daran kann sich der 55-Jährige heute nicht mehr genau erinnern. «Vielleicht weil ich mir weder vorstellen konnte zu studieren noch mein Leben lang für jemand anderen zu arbeiten. Und vielleicht weil ich allen zeigen wollte, dass wir etwas erreichen können», sagt er. Wir, das sind Leo Cozzio und seine sechs Geschwister, die heute als Politiker, Sanitär, Arzt, Bürofachkraft, Förster und Geschäftsführer arbeiten. Und wir, das sind auch die Italiener, die «Tschinggen», zu denen Cozzio damals gehörte. Seine Kindheit in der Stadt St. Gallen sei unbeschwert gewesen, sagt er. Nur manchmal habe er mitbekommen, wie die Erwachsenen in den 1960er Jahren über das Thema Ausländer und die Schwarzenbach-Initiative diskutierten. Die Initiative wollte den Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung in der Schweiz auf 10 Prozent beschränken. Sie wurde knapp abgelehnt. «Damals haben wohl die wenigsten daran geglaubt, dass wir

erfolgreich sein könnten», sagt Cozzio, während er durch seine Messerschmiede führt. Das Geschäft ist zwar nur wenige Quadratmeter gross. Dafür reihen sich in den Vitrinen, Regalen und Schubladen unzählige Messer und Scheren aneinander. Direkt hinter dem Laden befindet sich die Werkstatt. Dort schleift Cozzio an grossen Schleifscheiben die stumpf gewordenen Messer und Scheren von Köchen, Metzgern, Coiffeuren und Schneidern.

Wie die meisten Messerschmieden hat sich auch Cozzio auf die Reparatur spezialisiert. «Früher haben wir unsere eigenen Messer hergestellt. Aber das kann man sich heute nicht mehr leisten», sagt er. Messerschmied zu sein hat bei Cozzios Familientradition. In jeder Generation gab es ein bis zwei dieser Berufsleute. Italienisch spricht Cozzio allerdings nur noch bruchstückhaft. Irgendwann in den 60ern habe die Familie auf Schweizerdeutsch umgestellt. «Heute sind wir waschechte Schweizer. An Familienfesten zeigt sich aber immer noch ein schönes Stück Italianità.» •



Aline Trede  
Nationalrätin GPS

«Ich bin überzeugt, dass wir in diesem Land mit persönlichem Engagement etwas bewegen können. Sonst wär ich nicht Nationalrätin geworden. Und deswegen unterstütze ich diese leidenschaftliche Vision.»

Reto Camenisch  
Fotograf

«Sorgfalt ist unabdingbar mit dem Faktor Zeit verbunden. Helvezin scheint sich diese nehmen zu wollen und hält somit gegen das herrschende Diktat des Echtzeit-Berichterstattungs-Wahnsinn. Bravo!»





# BLEIB SAUBER, LIEB MUTTERLAND!

Text: **Kafi Freitag**

Kafi Freitag ist leidenschaftliche Bloggerin, schreibt für das Newsportal watson und führt eine Praxis für prozessorientiertes Coaching.

[www.FragFrauFreitag.ch](http://www.FragFrauFreitag.ch)

[www.freitagcoaching.ch](http://www.freitagcoaching.ch)

Illustration: **Basil Anliker**

**Mit Dir verbindet** mich eine ambivalente Liebe. Ich bin Dein Kind, das ist wohl wahr. Doch mein Vaterland willst Du nicht sein. Dieses liegt unweit nördlicher und teilt mit Dir den Bodensee und unsere ungelenke Schriftsprache.

**Als mein Vater** in jungen Jahren aus Deutschland in die Schweiz kam, um hier eine Familie und eine Firma zu gründen, da hast Du ihm den Pass verweigert. Mich hast Du mit Handkuss und gegen eine Gebühr von 100 Franken angenommen. Vielleicht war dies mitunter ein Grund, dass ich die erstbeste Gelegenheit ergriffen habe, um mir den deutschen Pass zurückzuerobern. Seither gehöre ich Dir nur noch halb.

**Wenn ich an der Urne** stehe und mich über die Kompliziertheit Deiner direkten Demokratie und die dementsprechend tiefe Wahlbeteiligung aufrege, dann steht mein Kreuz stets in Europeanähe. Mein Herz gehört Dir, aber ich bin auch ein Kind Europas. Ich bin der Pubertät entwachsen und sehe Dich als Elternteil realistisch an. Du hast Deine Stärken – und für die liebe ich Dich sehr. Doch ebenso viele Schwächen machen Dich aus, und an diesen scheine ich manchmal fast zu verzweifeln. Die Arroganz, mit der Du Dich über alle anderen Länder Europas stellst und diese mit hochehobenem Kinn und Zeigefinger belehrst, erinnert an die blindwütende Kaltherzigkeit, die Du anno dazumal

an der Grenze hast walten lassen, als eigentlich ein grosses Herz gefragt gewesen wäre. Du bist auf die Idee des Stempels gekommen, der den Juden vom Nichtjuden unterschied. Du warst es auch, die sich nachher dumm und unwissend gestellt hat. Und Du bist es, die ihre Grenzen verteidigt und wegschaut, wo Hinschauen gefragt wäre.

**Du kannst Dir** das hübsche Umhängli der Neutralität überwerfen und gleichzeitig Kriegsmaterial in 71 Länder exportieren. Durch Deine Waffen sterben täglich 1'000 Menschen und jeden Tag sind Zigmillionen vor Deinen Waffen auf der Flucht. Aufnehmen willst Du davon praktisch keine. Denn es ist ja nicht Dein Problem.

**Du hast von Anfang** an alles richtig gemacht, bist immer auf der «richtigen» Seite gestanden, gell? Es bleibt zu hoffen, dass Dir das auch in Zukunft immer so gut gelingen mag. Zu hoffen, dass sich der Zorn der Welt nie gegen Dich und Deine Geschäfte richten wird. Das wäre Dein Ende, selbst mit dem Dir verwehrten Gripen hättest Du kein Brot.

**Besinn Dich lieber** auf Deine humanitären Grundsätze und Deine grossartige Verfassung! Im nächsten Brief will ich Dich für Deine Stärken preisen. Bis dahin: Bleib sauber, lieb Mutterland! Im Wissen darum, dass Blutflecken auf weissem Grund schamper schlecht auswaschbar sind. •



# «DAS WICHTIGSTE IM LEBEN SIND DIE SPUREN DER LIEBE»

Beide haben sich ihren Erfolg selber erarbeitet: Peach Weber, Komiker aus dem Kanton Aargau, und Guido Fluri, Unternehmer aus dem Solothurnischen: Ein Gespräch über Politik, Patriotismus und den Sinn des Lebens.

---

Text: Peter Bader  
Thorsten Kaletsch  
Fotos: Beat Schweizer

**Helvezin: Herr Fluri, finden Sie Peach Weber witzig?**

**Guido Fluri:** Ja sicher! Das Lied mit dem «Borkenkäfer, schmatz, schmatz» ist mir in besonderer Erinnerung. Als 49-Jähriger bin ich natürlich geprägt von seinen Sprüchen und Witzen, obwohl ich ihn selber nie live gesehen habe. Meine Frau ist ein ganz besonders grosser Fan von Peach...

**Peach Weber:** ...ich habe vor allem weibliche Fans! *(beide lachen)*

**Fluri:** In meinem Alltag habe ich neben den geschäftlichen Themen viel mit Zwangssterilisation und Kindsmisbrauch zu tun. Da braucht es einfach Menschen, die einen unterhalten und die Alltagsorgen vergessen lassen. Peach ist sehr nahe an den Menschen, das ist mir sympathisch!

**Was wissen Sie, Herr Weber, von Herrn Fluri?**

**Weber:** Ich habe einen Dok-Film über ihn gesehen, in dem er im Privatjet unterwegs war...

**Fluri:** ... das ist dem «Blick» auch aufgefallen *(lacht)* ...

**Weber:** ... ich nehme an, dass ihn viele vor seinem Engagement für die Verdingkinder und der Übernahme der Miss-Schweiz-Organisation nicht gekannt haben. Mich beeindruckten Menschen, für die Reichtum nicht einfach Selbstzweck ist, sondern die damit etwas Sinnvolles anstellen.

**An Ihrem Notenständer, Herr Weber, hängt auf der Bühne seit 39 Jahren eine Schweizer Fahne. Für was steht sie?**

**Weber:** Für meine Liebe zur Schweiz. In den Anfängen war das alles andere als cool, Jahre später, als die SVP den Patriotismus für sich beanspruchte, erst recht nicht. Aber ich habe immer daran festgehalten, genauso wie an meinem Bart. Der ist inzwischen auch wieder in, nur zu lang darf er nicht sein, sonst gerät man ja gleich in den Verdacht, ein Dschihadist zu sein.

**Was lieben Sie an der Schweiz?**

**Weber:** Sie ist meine Heimat, es war mir immer wohl hier. Ich hatte eine sehr schöne Jugend, meine Eltern hat-



Meisterschwanden am Hallwilersee: Peach Weber und Guido Fluri trafen sich für das Helvezin-Interview im Zentrum der Schweiz.

ten nicht viel Geld, aber sie gewährten uns viele Freiheiten, erwarteten dann aber auch, dass wir Verantwortung übernehmen. Ich lebte während 42 Jahren im aargauischen Wohlen, einer Kleinstadt mit 11'000 Einwohnern, in der man sich ein bisschen anonym er in einem Dorf bewegen konnte, aber doch nicht ganz so verloren war wie in einer Grossstadt. Wir hatten sehr viele Freiheiten, konnten Konzerte veranstalten oder eine oppositionelle Zeitung produzieren. Dieses liberale Umfeld hat mich geprägt...

**Fluri:** ...und vielleicht Deine Kreativität gefördert...

**Weber:** ... ich bin ehrlich gesagt gar nicht so kreativ. Ich bin eher der, der mit möglichst wenig möglichst viel erreichen will.

**Ihre Kindheit, Herr Fluri, war ungleich schwieriger, Sie verbrachten sie zu grössten Teilen in Heimen oder Pflegefamilien. Ihre Mutter war 17, als sie mit Ihnen schwanger wurde, erkrankte dann an Schizophrenie, den Vater haben Sie nie kennengelernt. «Du bist nichts, aus Dir wird nichts», hiess es oft. Wie konnten Sie trotzdem Selbstvertrauen aufbauen?**

**Fluri:** Mir wurden analytisch-emotionale Fähigkeiten in die Wiege gelegt. Ich wusste, dass ich selber etwas tun musste, um meine Urängste in den Griff zu bekommen. Bereits mit 23 Jahren ging ich aus eigenem Antrieb in eine Psychotherapie.

**War die schwierige Jugend Triebfeder für Ihren beruflichen Erfolg?**

**Fluri:** In einer gewissen Weise schon, ja. Ich jage dem Geld nicht hinterher, aber als Sicherheit ist es mir sehr wichtig. Als ich zu meinen Grosseltern kam, starb kurz darauf mein Grossvater und das Haus brannte nieder, also wurde mir wieder das Dach über dem

Kopf entzogen. Meine Mutter hatte mich immer zum Tante-Emma-Laden vorgeschickt, um die Einkäufe anschreiben zu lassen. Wir hatten ja kein Geld. Diese «Entblössung» hat mich sehr geprägt. Als ich vor ein paar Jahren ein gutes Geschäft abschliessen konnte, ging ich zurück an den Ort, wo früher dieser Tante-Emma-Laden stand, und unterschrieb an dessen Türe diesen Vertrag. Das hat mir gut getan (*lacht*). Aber die Opferrolle gefällt mir eigentlich überhaupt nicht...

**Weber:** ... das finde ich gut, denn mir gehen Leute ziemlich auf die Nerven, die ein Leben lang jammern und alles auf frühere Probleme abschieben...

**Fluri:** ... es hat ohnehin jeder einen «Rucksack» zu tragen.

**Durch Ihre Jugend dürfte Ihr Verhältnis zur Schweiz trotzdem deutlich zwiespältiger sein als jenes von Herrn Weber, oder?**

**Fluri:** Das kann ich so absolut nicht sagen. Ich bin auch ein Patriot, liebe die Schweiz, vor allem die bisweilen besinnliche, ruhige Atmosphäre. Ich bin sehr gerne in den Bergen, sitze jetzt auch sehr gerne hier am Hallwilersee. Aber natürlich wurde ich bereits in meiner Jugend mit Themen konfrontiert, die man eher dem Mittelalter zuschreiben würde, die in der Schweiz aber noch vor ein paar Jahrzehnten aktuell waren: Verdingkinder, Zwangssterilisation, Zwangseinweisungen ohne Gerichtsurteil und vieles mehr. Zehntausende von Opfern waren davon betroffen. Es gibt also keinen Grund, die Schweizer Sozialpolitik zu romantisieren. Die Institution Kirche schon gar nicht, wenn ich nur daran denke, wie viele Missbrauchsfälle nach wie vor öffentlich werden.

**Weber:** Ich habe Christlichkeit und Kirche immer getrennt. Die Institution Kirche war für mich immer so etwas

wie ein Tennisclub oder sonst ein Verein, quasi ein Verwaltungsapparat. Und die Verwaltung der Christlichkeit und Barmherzigkeit war immer sehr fragwürdig – nicht nur in der Schweiz.

**Hat die Schweiz aus diesem Teil ihrer Geschichte gelernt?**

**Fluri:** Ja und Nein. Natürlich gibt es heute keine Verdingkinder mehr. Aber wenn ich nur daran denke, wie viele Milliarden Franken an Subventionen fliessen und wie schwer sich die Politiker damit tun, ausgebeutete und misshandelte Verdingkinder finanziell zu entschädigen, dann kann man schon verzweifeln. Seit dem Lancieren der «Volksinitiative zur Wiedergutmachung für Verdingkinder und Opfer fürsorglicher Zwangsmassnahmen» verspüre ich einen enormen Druck. Ich habe damit auch Verantwortung auf mich geladen, weil sie bei den Betroffenen Hoffnungen weckt und auch alte Wunden aufreisst.

**Sie beide sind erfolgreiche Selfmade-Unternehmer. Was braucht es, um in der Schweiz Erfolg zu haben?**

**Weber:** Harte Arbeit. Meine Eltern ermöglichten mir die Ausbildung zum Lehrer, was für sie nicht einfach war und wofür ich ihnen noch immer sehr dankbar bin. Ich habe zehn Jahre sehr gerne als Lehrer gearbeitet, hauptsächlich in «Kleinklassen», weil

**«Die Opferrolle gefällt mir gar nicht.»**

Guido Fluri

man dort nicht den Lehrplan abhaken musste, sondern den Schülern wirklich Dinge beibringen konnte, die sie fürs Leben brauchen. Auf diesem Fundament konnte ich das Optimum aus meinen Fähigkeiten herausholen. Als einen meiner grössten Erfolge erachte ich allerdings die Tatsache, dass mei-



**Peach Weber, 63,** ist einer der bekanntesten Schweizer Komiker und Liedermacher. Er arbeitete als Primarlehrer, bevor er 1981 mit dem Programm «So bini halt» erstmals auf Tournee ging. Es folgten 13 weitere, «Gäx Bomb» heisst das aktuelle. Er hat bisher rund eine halbe Million CDs mit seinen Songs und Programmen verkauft. Weber ist zweimal geschieden, Vater einer 20-jährigen Tochter und wohnt im Kanton Aargau.



**Guido Fluri, 49,** wuchs nach Fremdplatzierungen in Heimen und Pflegefamilien bei seinen Grosseltern in Matzendorf (SO) auf. Nach einer abgebrochenen Lehre als Spengler arbeitete er als Tankwart. Mit Immobilien-Geschäften und Firmenbeteiligungen kam er in den vergangenen Jahren zu einem dreistelligen Millionenvermögen. 2010 gründete er die Guido-Fluri-Stiftung, die heute über 30 Projekte zur Bekämpfung von Hirntumoren, zur Bekämpfung von Gewalt an Kindern und für mehr öffentliche Aufklärung bei Schizophrenie unterstützt. Fluri ist verheiratet, Vater von drei Kindern und wohnt im Kanton Zug.



ne 20-jährige Tochter heute nicht zu mir kommt und fragt: «Du, Papi, ich möchte das und das kaufen, zahlst du es mir?» Sie wollte ihre Wünsche immer selber finanzieren.

**Fluri:** Gut gemacht, denn das ist keine Selbstverständlichkeit! Wertevermittlung ist in unserer Zeit ohnehin schwierig geworden. Ich erinnere mich an eine Gruppe, die letztes Jahr bei «meiner» ersten Miss-Schweiz-Wahl vor dem Bundeshaus protestierte und Sexismus anprangerte. Sie sollte lieber vor der Zentrale eines Internet-Giganten stehen, dann macht es wenigstens Sinn. Mit Suchmaschinen finden heute schon Kinder im Internet sofort härteste Pornografie...

**Weber:** ...für mich ist es ohnehin das grösste Rätsel der letzten 20 Jahre, warum das Internet nach wie vor nahezu ein rechtsfreier Raum ist.

**Fluri:** Wichtig ist deshalb, dass wir Kinder schon sehr früh aufklären...

**Weber:** ...da braucht es eigentlich schon pränatale Aufklärung (*beide lachen*).

#### Was braucht es, um Erfolg zu haben, Herr Fluri?

**Fluri:** Hartnäckigkeit, harte Arbeit, Risikobereitschaft, antizyklisches Verhalten. Letzteres äussert sich zum Beispiel darin, dass wir jüngst in die rückläufige Mode- und Schuhbranche investiert haben. Dabei versuchen wir auf Sozialverträglichkeit zu achten, indem wir möglichst keine Mitarbeiter entlassen oder keinen Mietern in unseren Immobilien kündigen. Um eine Firma am Leben zu erhalten, sind Restrukturierungen manchmal allerdings unerlässlich.

#### Welche Spuren wollen Sie in Ihrem Leben hinterlassen?

**Weber:** Ich bin über 100 Kilogramm schwer, da hinterlässt man automatisch Spuren (*beide lachen*). Ansonsten füh-

le ich mich genau gleich wie jemand, der Sandwiches oder andere Produkte verkauft: Sind meine Gags gut, verdiene ich gut, sind sie schlecht, dann eben nicht. Die Leute sollen mich als «glatten Cheib» in Erinnerung behalten. Das reicht mir schon. Ich habe auch immer mal wieder Benefizkonzerte gegeben und nach dem Giesskannenprinzip Spenden verteilt. Mein Abschlusskonzert im Hallenstadion im Jahr 2027, das aus einem Gag heraus entstanden ist, ist bereits ausverkauft. Da die Wahrscheinlichkeit, dass ich dann noch lebe, bei 50 Prozent liegt, und ich die Einnahmen einem guten Zweck zuführen will, werde ich dafür wohl einen gemeinnützigen Verein gründen.

#### Sie, Herr Fluri, haben wie angesprochen eine Volksinitiative lanciert. Wie mühsam ist es, im politischen Betrieb Spuren zu hinterlassen?

**Fluri:** Es braucht sehr viel Überzeugungsarbeit. Man muss Politikerinnen und Politikern sehr genau erklären, dass es um traumatisierte Menschen geht. Um Menschen, die sich sozial nicht integrieren konnten, die aus Angst vor weiteren Verletzungen auch heute keine Nähe zulassen können. Man muss aufzeigen, dass unsere Behörden vor ein paar Jahrzehnten noch junge Mütter zur Sterilisation drängten, die ein uneheliches Kind zur Welt gebracht hatten. Dieser Prozess ist manchmal schon ermüdend, und nebenbei führe ich ja auch noch ein Unternehmen und habe eine Familie mit drei Kindern.

#### Was halten Sie grundsätzlich vom Instrument der Initiative als demokratisches Recht?

**Fluri:** Initiativen sind sehr wichtig. Wir hatten unsere 110'000 Unter-

schriften auch in Rekordzeit zusammen und unmittelbar nach der Einreichung präsentierte der Bundesrat schon den Gegenvorschlag.

**Weber:** Das Initiativrecht wird heute missbraucht. Vor ein paar Jahren haben ein paar Leute herausgefunden, dass sich damit wunderbar Wahlkampf betreiben lässt. Diese Tendenz ist gefährlich. Eine Erhöhung der für eine Initiative nötigen Unterschriften bringt da auch nichts, solange diese Kreise genügend Geld zur Verfügung haben.

**Fluri:** Es geht auch da mehr um Eigeninteressen als um den Menschen an sich.

#### Sie, Herr Weber, haben einige Erfahrung als Kommunalpolitiker im Einwohnerrat der Gemeinde Wohlen.

**Weber:** Ich sagte mir, dass man nicht immer nur motzen und Leserbriefe schreiben kann, sondern auch mal hinstehen und handeln muss. Ich bin dann alleine unter dem Namen «Euse Maa» angetreten und habe auf Anhieb zwei Sitze gemacht. Vier Jahre später machten wir fünf und acht Jahre später sogar acht Sitze. Damit waren wir die drittgrösste Gruppierung und konnten dann

### «Viele Menschen in der Schweiz sind verunsichert.»

Peach Weber

in der Tat das eine oder andere Anliegen durchbringen.

**Fluri:** Warst du damals in einer Partei?

**Weber:** Nein, es gibt keine Partei, von der ich auch nur 40 Prozent ihres Programms gutheissen könnte. Ich wollte keine Anliegen mittragen, mit denen ich mich nicht anfreunden konnte. In unserer Gruppierung gab es einen Fabrikanten und einen Arbeitslosen, einen Major und einen Dienstverweigerer und einen Theaterpädagogen. Man konnte uns nicht vorwerfen, dass



wir politisch links oder rechts stünden. Das war eine spannende, aber auch eine anstrengende Zeit, denn wir haben uns seriös in jedes Dossier und Geschäft eingearbeitet.

**Aktuell steht die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative auf der politischen Agenda. Es geht um die Frage nach mehr oder weniger Öffnung.**

**Fluri:** Volksentscheide sind zu respektieren, wir brauchen da eine gute Lösung. Mir ist es jedoch ein sehr wichtiges Anliegen, dass Kriegsflüchtlinge wie jene aus Syrien aufgenommen werden. Da muss unser Land, das einen so hohen Lebensstandard und Reichtum hat, einfach Hand bieten. Ich kann nicht verstehen, dass bürgerliche Kreise dermassen dagegen opponieren.

**Weber:** Es wurden halt jahrelang Ängste im Land geschürt. Die Erfolgsgeschichte der SVP geht zu 95 Prozent auf die Kappe der SP, die im Bereich der Einwanderung lange die Augen vor

der eine neue Abstimmung zur Masseneinwanderungsinitiative geben. Der Druck auf unser Land wird zunehmen.

**Auf Ihren Tournée bekommen Sie vieles mit, Herr Weber. Was bewegt denn die Schweizerinnen und Schweizer aktuell am meisten?**

**Weber:** Auf der Bühne bekomme ich davon nicht viel mit, aber ich lese Zeitung und unterhalte mich mit den Leuten. Viele Menschen sind verunsichert. Etwa angesichts der Flüchtlinge im Mittelmeer: Niemand will, dass diese Menschen ertrinken, aber auch niemand will, dass auf diesem Weg Millionen Flüchtlinge zu uns kommen. Es ist klar, dass diese Völkerwanderung nicht von selbst enden wird.

**Welche Ziele haben Sie beide noch?**

**Fluri:** Mir ist wichtig, dass meine drei Kinder ihren Weg machen. Auch die Partnerschaft, die ja das Fundament der Familie ist, bedeutet mir viel. Ich bin jetzt seit 16 Jahren verheiratet. Ich möchte, dass sich meine Firmen

te Initiative erfolgreich zu Ende führen und ein klares Zeichen für die Anerkennung der Opfer setzen. Schliesslich möchte ich mich selber auch ein bisschen zurücknehmen, denn es geht schon an die Substanz, in all diese Prozesse integriert zu sein.

**Weber:** Daran sieht man, dass Guido Fluri ein Macher ist. Einer, der Ideen hat und sie auch umsetzt. Ich selber habe wohl nicht weniger Ideen, scheitere aber öfter an der Umsetzung. Wenn ich mich hinsetze und eine Idee umsetzen will, habe ich nach sechs Stunden fünf neue Ideen, bin aber bei der ursprünglichen nicht weitergekommen. Ich weiss also, dass ich viele meiner Ideen mit ins Grab nehmen werde. Ich habe alles gemacht, was man machen muss, war zweimal verheiratet und habe ein Kind – das gibt mir schon Ruhe. Und zwar nicht, weil meine Tochter mich einmal im Altersheim besuchen und mit mir Schwarzwäldertorte essen wird, sondern weil sie das grösste Glück für mich ist. Ich hatte das Glück, dass ich schon über vierzig war, als ich Vater wurde – und mir nichts mehr beweisen musste. Ich wusste, dass es die Zeit mit meiner Tochter ist, die ich nutzen muss. Wenn ich sie nicht hätte und nie verheiratet gewesen wäre, wüsste ich heute, dass mir etwas fehlen würde.

**Fluri:** Das Wichtigste im Leben sind die Spuren der Liebe, die wir hinterlassen. Was bleibt, wenn man einmal selber gehen muss? Es ist nicht das Geld, es ist die Liebe, die man gegeben hat. Unlängst habe ich mit meinem Sohn aus Dachlatten eine Hütte im Garten gebaut. Manchmal sammeln wir zusammen Pilze. Solche Momente sind es, die bleiben. Die sollte man möglichst intensiv leben. •

## «Wertevermittlung ist in unserer Zeit schwierig geworden.»

Guido Fluri

den Problemen verschloss. Ich selber war immer Gegner eines EU-Beitritts. Denn je grösser ein Gebilde, desto mehr Probleme gibt es. Deshalb setze ich mich für kleinere, übersichtliche Gebilde ein. Ich weiss aber nicht, ob wir jetzt noch um einen EU-Beitritt herumkommen. Faktisch sind wir mit all den Anpassungen und Harmonisierungen schon ein halbes Mitglied.

**Fluri:** Wenn es um die bilateralen Verträge geht, wird es ganz sicher wie-

weiterhin gut entwickeln und der immer rasanter fortschreitenden Globalisierung standhalten können. Die Arbeit meiner Stiftung ist mir ebenfalls ein wichtiges Anliegen. Sie setzt sich unter anderem für die Integration psychisch kranker Menschen in die Gesellschaft ein und engagiert sich für Hirnforschung – etwa mit dem neuen Kompetenzzentrum an der Klinik St. Anna in Luzern. Und natürlich wollen wir die Arbeit rund um die eingereich-



Wohin führt der Weg der Schweiz?  
Peach Weber und Guido Fluri äussern  
sich auch zum Thema Europa.





BLACKYARD TEXT: SILVIO BRÜGGER ZEICHNUNG: CHRISTIAN CALAME



# WO SICH HIRSCH UND HASE GUTE NACHT SAGEN

Fotos: **Franziska Rothenbühler**  
Text: **Mia Hofmann**

Die Fotografin Franziska Rothenbühler hat auf dem Probsenberg im Jura den Betrieb von Oliver Bürgi besucht. Der Hof zeigt vielseitige Wege auf, wie Bauern in Berggebieten innovativ wirtschaften können.







vorherige Doppelseite: **Holz und Abendstimmung**

Wenn der Wind die schwüle Dunstglocke ins Mittelland drückt, Kuhglocken den Feierabend ankünden und erste Sterne den Himmel erhellen – dann kehrt auf dem Probstenberg eine mystische Stimmung ein. Oliver Bürgi (36) führt hier auf der zweiten Jurakette zwischen Welschenrohr und Seehof am Rand des Naturparks Thal einen Bauernbetrieb. Vor zwei Jahren errichtete er ein Gästehaus mit 30 Betten – nach Minergie-P-Standard und mit grosser Solaranlage auf dem Dach. «Das Abendlicht hier oben wirkt beruhigend und mächtig. Es erinnert mich daran, dass es neben meinem Mikrokosmos auch noch die grosse weite Welt gibt», sagt der gelernte Schmied und Hufschmied.

diese Doppelseite: **Natur und Hightech**

Für 40'000 Franken hat Oliver Bürgi eine eigene Abwasserreinigungsanlage realisiert. Unter dem Schilfgras [links] reinigen Mikrobewesen das Abwasser in zwei abgedichteten Becken mit Kies und Sand, indem sie Nährstoffe aufnehmen und abbauen. Auch in Sachen Architektur und Design lässt das Gästehaus keine Wünsche offen [unten]: Das Interieur ist spartanisch, die Möbel sind von ausgesuchter Qualität. Die grosszügigen Fenster geben den Blick auf den rauen und doch lieblichen Jura frei.



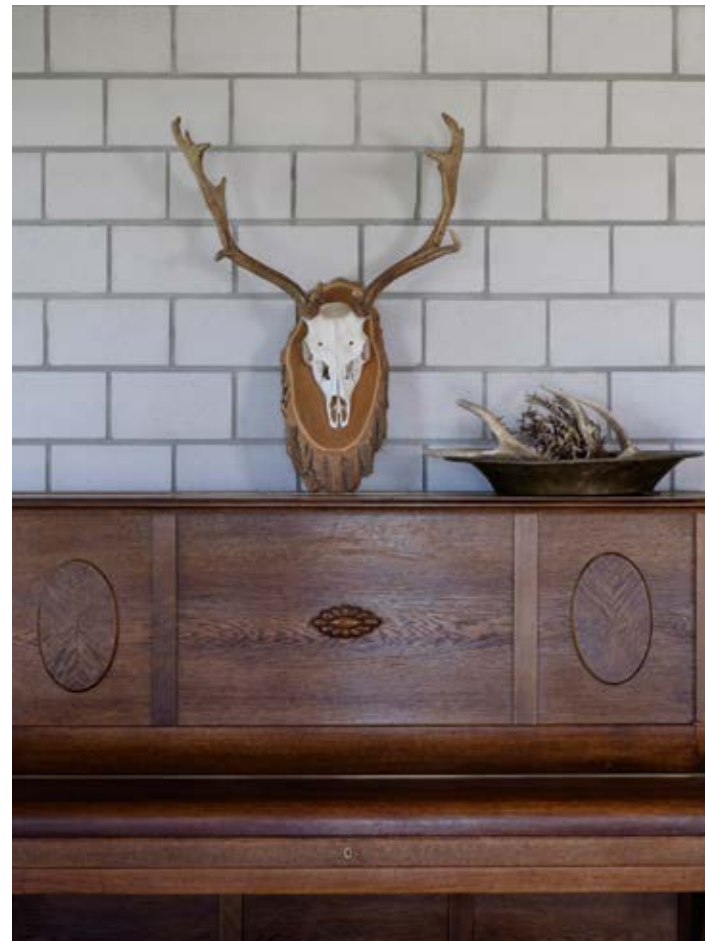


linke Seite: **Nah am Leben der Hirsche**

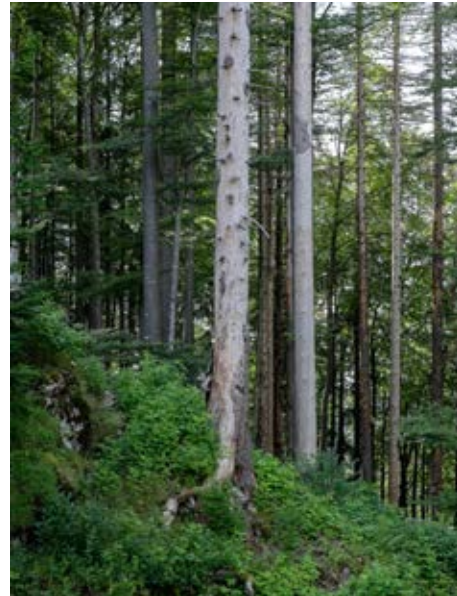
Seit über 30 Jahren züchtet die Familie Bürgi hier Rothirsche. Im Frühling kommen die Jungen zur Welt, im Herbst wird die Herde ausgedünnt. Oliver kennt die Tiere von Geburt an. Er schießt sie selber und schlachtet auf dem Hof. «Ich will die Tiere nicht in die Anonymität schicken. Ich will wissen, dass alles gut läuft.» Findet auf dem Probsteinberg ein Fest statt, kann man das Hirschfleisch hier auch essen.

rechte Seite: **Elixier Enzian**

«Der Enzian ist wie der Jura: rau und herb. Den trinkt man am besten hier.» Seit fünf Jahren brennt Oliver Bürgi Schnaps aus Enzian. Auch hier zählt die Einfachheit: Gläser und eine schlichte Glasflasche auf dem Holztisch, vier Franken das Glas, freie Bedienung. An Neujahr hat der 36-Jährige den Schnaps seinen Nachbarn zum Probieren gegeben, die seit Generationen selber Enzian brennen. «Richtig gut!» – das Urteil fühlte sich für ihn an wie ein Ritterschlag.







#### Von Trockenmauern und Respekt

Die historische Trockenmauer auf der Kantonsgrenze zwischen Solothurn und Bern wird derzeit wieder instandgesetzt [unten]. Dadurch kommen Arbeiter auf den Probstenberg – Studenten, Schüler, Zivis, Freunde. Oliver Bürgis Einkommen setzt sich zur Hälfte aus Direktzahlungen und je einem Viertel aus der Hirschezucht und dem Gästehaus zusammen. «Als Bauer greife ich in die Natur ein. Ich mache sie mir zu Nutzen auf eine respektvolle und ehrenhafte Weise. Das ist meine Art der Landwirtschaft.»



# SO VIELFÄLTIG IST DIE SCHWEIZ

Text: **Peter Krebs**

Peter Krebs ist Schriftsteller und freier Journalist. Während 15 Jahren wirkte er als Chefredaktor für das Magazin «Via» der SBB und für das VCS-Magazin.

**Die Schweiz ist bekannt** für ihre Vielfalt. Besonders für die Wurstvielfalt. 400 Varietäten soll es geben. Die Zahl der Wurstarten pro Kopf und pro Kuh ist Weltklasse, sogar grösser als in Deutschland. Auch bei den Dialekten haben wir die Nase vorn. Jenseits des Rheins gehen sie verloren, während sie bei uns lebendig sind wie eh und je. Dies auch, weil wir sprachlich mit der Zeit gehen. So hörte ich unlängst einen waschechten Walliser rühmen, er habe «a däm Event hüere güet gfoodet», toll gespachtelt also am Käferfest.

**Oder denken wir** an die Kultur! Unsere Vorfahren begnügten sich mit vier TV-Programmen, während wir heute selbst mit dem billigsten Abo zwischen 120 Sendern pendeln können. Zugegeben: Das überfordert uns. Glücklicherweise senden die Stationen alle die gleichen hochstehenden Serien und Castingshows, so dass es nebensächlich ist, welche man wählt. Dies erleichtert auch das Abschalten sehr. Wenn das kein Service public ist!

**A propos Programmvielfalt:** Eben habe ich erfahren, dass nebst Fitness-, Heroin- und Waschprogrammen weitere spannende Angebote existieren. Die Nachbarin forderte mich auf, meinen Apfelbaum zu stutzen. Seine langen Äste störten ihr Rasenpro-

gramm, das sie mit der Hilfe des Gärtners verwirklichte, um ein sattes Grün zu erzielen.

**In Teilen leidet** die Vielfalt manchmal, das soll nicht verschwiegen sein. So beklagt das Bundesamt für Umwelt den Rückgang der Artenvielfalt. Hand aufs Herz: Verzichteten wir nicht gerne auf ein paar Wander-, Sing- und Sommervögel, wenn aus den Magerwiesen kommerziell blühende Landschaften hervorgehen, die fette Gewinne versprechen? Nur dank solcher Biotope profitieren wir ja von der eindrucksvollen Fülle der Shopping Center. Laut Fachleuten gibt es schon zu viele davon. Einigen drohe das Aus. Bald braucht es ein Artenschutzprogramm für Supermärkte.

**Diese leisten nämlich** einen wichtigen Beitrag zu einem versteckten Reichtum: zur Parkplatzvielfalt. In der Schweiz gibt es zehn Millionen Parkplätze aller Art, solche an der frischen Luft, in Silos und in Tiefgaragen. Unsere Heimat zählt mehr Parkplätze als Menschen und Kühe. Das macht stutzig. Sind womöglich nicht alle Parkplätze schweizerisch? Sind sie nachts massenweise über die Grüne Grenze eingewandert, um sich illegal bei uns niederzulassen? Dann sollten wir dringend eine Initiative zu ihrer Ausschaffung lancieren. •



# EIN EINIG VOLK VON MINDER- HEITEN

Es kommt frischer Wind in die Minderheitenfrage.

Text: **Willi Wottreng\***  
Fotos: **Ruben Wyttenbach**

**Glaubt man diesem oder jenem 1.-August-Redner**, sind wir seit Marignano eine friedliche Nation. Friedlich nicht nur gegen aussen, sondern auch im Innern. Und stolz auf das friedliche Zusammenleben aller. Denn wir sind tolerant gegenüber Minderheiten. So der Mythos.

Zur Toleranz gehört, dass wir nicht so recht wissen, was Minderheiten sind, wer dazugehört und was sie auszeichnet. Gehören Tessiner dazu? Rätoromanen – auch die ausserhalb Graubündens? Fahrende, wer ist das überhaupt?

## Nationale Minderheiten kann man definieren

**Von nationalen Minderheiten handelt das** «Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten des Europarates», das die Schweiz 1998 ratifiziert hat. Am interessantesten daran ist, dass die Schweiz einen dynamischen Minderheitenbegriff gewählt hat. Es gibt keinen fixen Katalog der Eingeborenenstämme in der Schweiz. Als Minderheiten gelten Gruppen von Personen mit Schweizer Staatsbürgerschaft, «die alte, solide und dauerhafte Bindungen zur Schweiz unterhalten und vom Willen getragen werden, gemeinsam zu bewahren, was ihre Identität ausmacht, insbesondere ihre Kultur, ihre Traditionen, ihre Religion oder ihre Sprache». Das erklärte die Schweiz anlässlich der Ratifizierung.

Traditionell sind das Sprachminderheiten. Westschweizer, Tessiner, Rätoromanen. Die 1982 gegründete GMS – Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz – hatte von Anfang an etwa die Walser im Auge, eine fast vergessene Volksgruppe, die Wälderdeutsch spricht. Wo sich die Sprachgruppen territorial fest lokalisieren lassen, ist der Konsens gross. Gemäss konstanter Auslegung gehören auch Juden und Fahrende zu den nationalen Minderheiten. Ausgenommen vom Schutz als nationale Minderheit sind ausländische Staatsangehörige und solche Gruppen, die erst seit jüngerer Zeit in der Schweiz sind. Deshalb gelten etwa Angehörige der muslimischen Glaubensgemeinschaft nicht als geschützte Minderheit.

## Nicht «Fahrende», sondern «Jenische»

**Indes, so klar wie der Begriff sind die Lebensverhältnisse nicht.** Wann beginnen die «alten», «soliden» Beziehungen zur Schweiz? Nach zehn Jahren? Nach hundert Jahren? Und was sind Fahrende, wenn die Mehrzahl der Verwandten derer, die in Wohnwagen unterwegs sind, sesshaft ist? Auch weil der Raum, um zu fahren, immer enger geworden ist.

In letzter Zeit sind Diskussionen aufgebrochen. «Wir sind nicht Fahrende, wir sind Jenische», sagen manche und bekräftigen das mit einer Petition an den Bundesrat. Die Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz GMS nimmt sich schon seit einiger Zeit der Interessen von Muslimen an, die jedenfalls schon so lange hier sind, dass die Notwendigkeit zur Schaffung von muslimischen Friedhöfen verbreitet empfunden wird.

Neu zu Wort melden sich Vertreter der Roma in der Schweiz, die geltend machen, dass mit der Zuwanderung von Menschen aus Osteuropa und namentlich dem ex-jugoslawischen Raum seit den 1950er-Jahren eine Minderheitenbevölkerung entstanden sei, die gegen hunderttausend Menschen zählen könnte. In eigenen Organisationen beginnen sich auch Sinti zu regen, deren Familien oft über Generationen im Land sind und die bisher ängstlich geschwiegen haben. Diese Minderheiten verlangen Klärung.



Teil 3 der Fotoserie «Schweizer Erinnerungskultur»  
**Die Kapelle Santa Maria mit dem Beinhaus in Marignano befindet sich mitten auf dem Schlachtfeld von 1515. Saniert wurde sie mit Spenden aus der Schweiz. Ein schlingernder Sattelschlepper hatte die Kapelle zerstört.**



Die erwähnte GMS will sich gar der Sans-Papiers annehmen, deren Aussicht zu bleiben so schlecht ist, dass sie zu einer festen Minderheit zu erstarren drohen. Da scheint neu so etwas wie ein prekärer Minderheitenbegriff auf. So brüchig wie die Boote und so flüchtig wie das Wasser, auf dem viele Flüchtlinge hergekommen sind.

## Der Mythos von der Gleichheit

**Plötzlich zeigt sich der Sinn des dynamischen Minderheitenbegriffs**, auf den sich die Schweiz eingelassen hat. Man kann Minderheiten neu fassen. Und es scheint, dass eine Zeit der Revision angebrochen ist.

Nur, «warum soll man das überhaupt?», fragen einige. Warum braucht es die Anerkennung von Minderheiten? Andere sagen gröber: Bleibt mir weg mit Minderheiten! Wir sind alle Bürgerinnen und Bürger, Punkt. Einfach Einwohnerinnen und Einwohner dieses Landes. Es leuchte nicht ein, warum es «Sonderrechte» für jede Minderheit brauche. Sind doch alle gleich. Auch das ist allerdings ein Schweizer Mythos.

Die französische Revolution verkündete zwar diese Idee, dass alle Menschen gleich seien. Und half mit der Guillotine nach, dass die Adelsstände abgeschafft wurden. Die Lebensrealitäten der Folgezeit zeigten dann, dass Ungleichheiten weiterbestanden. Sprachlich, von der gemeinsam erlebten Geschichte, von den Bräuchen und selbst von den kollektiven Lebensbedingungen her waren nicht alle gleich. Es haben darum auch nicht alle die gleichen Chancen. Einige stehen am Rand. Die Verfolgung der sogenannten Kinder der Landstrasse ist beispielhaft als Unrecht ins kollektive Bewusstsein gedrungen.

Minderheitsangehörige haben Anspruch darauf, kulturell nicht vergewaltigt zu werden. Und da sie auch zahlenmässig Minderheiten sind, haben sie ein Bedürfnis nach Schutz durch die Mehrheit, die selber wechselhaft ist. Auch wenn die Schweiz stolz darauf ist, dass sie aus lauter Minderheitspartikeln besteht und alle irgendeiner Minderheit angehören, kann dies nicht bedeuten, dass darum alles im Doppelsinn des Wortes «egal» ist.

## Unkenntnis ist nicht Toleranz

**Entgegen dem Mythos ist die Schweiz nicht** besonders tolerant. Zwar anerkennt sie Minderheiten an. Aber oft fehlen schlicht die Kenntnis und das Verständnis für kulturelle Realitäten. Keine Kenntnis dieser Minderheiten zu haben, kann aber nicht Toleranz sein.

Bilanz 500 Jahre nach Marignano: Die Fahne der Toleranz weht prächtig über der Schweiz. Aber das Bekenntnis zu Minderheiten ist oft Deklaration, wie in den meisten anderen Ländern wohl auch. Dabei gilt: Wie eine Gesellschaft mit Minderheiten umgeht, ist ein Zeichen dafür, wie viel Respekt vor Individualität und anderen Lebensrealitäten sie wirklich hat. Es ist ein Gradmesser für die Reife einer Demokratie.

Allerdings bin ich skeptisch gestimmt: Schweizerinnen und Schweizer sind heute gern Individualisten. Die Gefahr besteht, dass sie mit dem iPhone in der Hand und mit einem Hörknopf im Ohr schon gleichgeschaltet sind: ohne Aufmerksamkeit für die andern Individuen. •

\* Willi Wottreng ist freier Publizist in Zürich, Vorstandsmitglied der Gesellschaft Minderheiten Schweiz und Geschäftsführer der Radgenossenschaft der Landstrasse.

Literaturhinweis:  
Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten, Handkommentar. Hrsg. Rainer Hofmann, Doris Angst u. a., Nomos-Verlag 2015.



Prof. Dr. Thomas Cottier,  
Leiter World Trade Institute Universität Bern

«Helvezin wird eine wichtige Lücke füllen. Die Zeitschrift beleuchtet den Zusammenhang von Integration und Alltagsproblemen und erleichtert so die Meinungsbildung zu grundlegenden Fragen dieser Zeit.»



Flavia Kleiner  
Co-Präsidium  
Operation Libero

«Die Schweiz ist ein Chancenland. Es braucht mehr Stimmen, die das sagen.»



Lea Kusano  
alt Stadträtin Bern SPS  
& Nationalratskandidatin

«Das Ziel der Politik ist die Freiheit. Diese Worte von Hannah Arendt haben nichts an Aktualität verloren.»



Thomas Haemmerli  
Dokumentarfilmer & Autor

«In der Schweiz werden die Rückwärtsgewandten, die Ängstlichen und die Verhinderer immer lauter und schriller. Da gilt es gegenzuhalten.»



# MEIER & JANSEN

Text links: **Nadia Meier**

Nadia Meier ist Texterin und Bloggerin und Mutter und lebt mit ihrer Familie in Bern.

Text rechts: **Andrea Jansen**

Die Bernerin Andrea Jansen ist Journalistin, TV-Moderatorin, Kolumnistin und Mutter und lebt mit ihrer Familie in Zürich.

Illustration: **Benjamin Güdel**

## Unsere Kinder

**Bei uns in der Schweiz** haben die Kinder alles, was sie zum Leben brauchen. Essen auf dem Tisch, ein Dach über dem Kopf und kostenlose Bildung. Unsere Kinder haben alles und noch mehr: zwei Lego-Burgen, sechs Barbie-Puppen, zehn Kilo Playmobil-Plastik. Im Garten ein Trampolin, im Veloraum ein Mountainbike, im Hosensack ein Natel. Sie haben alles, was man für Geld kaufen kann.

**Sie sind reich** – und leben im goldenen Käfig. Denn nie waren die Kinder so unfrei wie heute. Nie waren Raum und Zeit für sie so beschränkt.

**Der Bewegungsradius von** Kindern wird immer kleiner. Alleine auf den Spielplatz, in die Badi, in den Wald? Viel zu gefährlich. Von Helikoptereltern rund um die Uhr kontrolliert, können die überbehüteten Kids die Welt nicht mehr auf eigene Faust entdecken.

**Und sowieso:** Dazu bliebe ihnen zu wenig Zeit. Am Montag nach der Schule haben sie Schwimmkurs, am Dienstag Nachhilfe, am Mittwoch Fussball, am Donnerstag Geigenstunde, am Freitag Tennis. Die Eltern, selber dauernd im Stress, möchten ihre Projekt Kinder schliesslich fördern, fordern und optimieren. Da bleibt keine Zeit zum Rumlummeln, für Langeweile, zum Spielen.

**Es reicht ja heute** auch nicht mehr, wenn man einfach ein normales Kind hat. Das Kind muss erfolgreich sein: blitzgescheit, hochmusikalisch oder ein kleiner Roger Federer. Dann ist es gut gerüstet, um in unserer globalisierten Welt Karriere zu machen. Und Geld zu verdienen. Damit es dereinst für seine eigenen Kinder all das kaufen kann, was sie gar nicht brauchen.



## Die anderen Kinder

«**ANGERI Ching** hei GAR nüt z ässe!»

**Ich hatte den Satz** also tatsächlich gebracht. Vor 30 Jahren zum letzten Mal gehört und jetzt schoss er zum ersten Mal über meine Lippen.

Mein Dreijähriger schnippte das Broccoliröschen, wie zu erwarten, komplett unbeeindruckt auf den Boden. Im gleichen Atemzug: «Chani itz es Dessert?», Hundeblick.

**Das Zmittag nahm** sein unfriedliches Ende (Tränen, Trotz, Rotz – das ganze Päckli), und während ich grüne Bitzli aus den Tischritzen pulte, hirnte ich an der eminenten Frage: Ist mein Sohn zu verwöhnt oder ist das einfach eine Phase?

Natürlich ist es eine Phase – Memo an zukünftige Eltern: Es ist **IMMER** eine Phase – und natürlich ist mein Sohn verwöhnt. Wir alle sind es.

**Man vergisst das ja**, im Alltag, wie saugt es uns geht. Ich hatte zwei Wochen vor Broccoli-Gate die «anderen Kinder» in den Slums von Kambodscha besucht. Unser Überfluss erschien mir dort erdrückend absurd. Nebst Nahrung fehlten auch die bei uns zu Hause selbstverständliche Spielkiste, die Stofftierli, das iPad. Da war ein Dreirad fürs ganze Quartier, ein Bäbi ohne Haare. Ein Mami, das Abfall sammelte, um die Miete für die Blechhütte zu bezahlen.

**Ich schämte mich** für meine Privilegien, besser hätte ich mich darüber gefreut: Wir leben im Paradies. Haben alles, dürfen alles. Die einzige wunderbare Realität für meinen Sohn, solange ich ihm keine andere zeigen kann. Das ändern wir aber bald. Schon nur, damit ich dann mit einem weiteren Klassiker nerven kann: «Weisch du eigentlich, wie guet du hesch?» •





Remo Galli  
alt Nationalrat CVP, Dr.h.c.

«25 bis 45-Jährige denken primär an Beruf, Familie oder das Haus in der Agglomeration – weniger an gesellschaftliche Verantwortung. Darum Helvezin als Denkmotivation.»



Regula Stämpfli  
Politologin  
Dr.phil/Dipl.Coach

«Minderheiten reden klar und deutlich. Nur Mehrheiten erlauben sich stumme Dumpfheiten. Helvezin – das Plädoyer für viele unterschiedliche Stimmen.»



Simon Baumann  
Filmmacher

«Die Schweiz fällt auseinander. Land gegen Stadt, jung gegen alt, reich gegen arm. Wir brauchen kulturelle Projekte, die uns wieder zusammen führen.»



Alec von Graffenried  
alt Nationalrat GPS

«Die Schweiz braucht eine gemeinsame Agenda. Und das braucht Brückenbau statt Grabenkampf.»

# DIE SCHWEIZ ALS NEUES ZUHAUSE

**Die Schweiz ist als Land für Einwanderer beliebt. Helvezin hat bei drei von ihnen nachgefragt, ob sie hier ein Zuhause gefunden haben.**

Text: Cécile Blaser\*  
Peter Ackermann\*\*  
Fotos: Sébastien Agnetti  
Franziska Rothenbühler

**Die Schweiz ist** ein Einwanderungsland: 34,8 Prozent ihrer Bewohner im Alter von 15 Jahren und mehr haben gemäss Bundesamt für Statistik einen Migrationshintergrund. 1961 wanderte auch Andrea Vozza in die Schweiz ein, ein 16-jähriger Schreinerlehrling aus Süditalien (Seite 38). Zwischen 1960 und 1970 stieg der Ausländeranteil in der Schweiz von 10 auf 17,2 Prozent. Das entsprach einer Million Menschen. Über die Hälfte davon waren Italiener. «Zuviel!», meinte der Zürcher Industrielle Albert Stocker 1963 und gründete die «Anti-Italiener Partei». Wichtigster Programmpunkt: «Das Abstoppen der Überfremdung der Schweiz durch Fremdarbeiter.» Auch heute wird mit dieser Parole Politik gemacht. Und Abstimmungen über Initiativen können damit gewonnen werden.

**Die Schweiz war aber** lange ein Auswanderungsland. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis Ende des 19. Jahrhunderts wanderten jährlich bis zu 90'000 Schweizer aus, oftmals arme Bauern und Landhandwerker, die im Ausland ihr Glück und eine bessere Zukunft suchten. Auch der Grossvater von Annette Giulia Zenklusen (Seite 40) emigrierte 1906 nach Argentinien, einem der damals reichsten Länder der

Welt. Als die argentinische Wirtschaft um die Jahrtausendwende jedoch zum Erliegen kam, nutzte Annette Giulia Zenklusen ihr Recht auf einen Schweizer Pass, um im Wallis einen Broterwerb zu finden.

**Die 10-jährige** Anne-Marie Wyss (Seite 42) besass ebenfalls einen Schweizer Pass, als sie 1955 zusammen mit ihrer Mutter und Schwester wegen politischen Unruhen aus Marokko flüchtete – ein Jahr bevor die Istiqlal, die Partei der Unabhängigkeit, ihren Kampf um die Befreiung Marokkos von der Besatzungsmacht Frankreich gewann.

Es sind drei unterschiedliche Geschichten, die Andrea Vozza, Annette Giulia Zenklusen und Anne-Marie Wyss in die Schweiz trieben. Alle drei betraten sie mit ihrer Einreise Neuland. Sie mussten die Sprache lernen, neue Freunde gewinnen, sich an die hiesigen Sitten gewöhnen. Wer von ihnen konnte in der Schweiz eine neue Heimat finden? [cb]

\* Cécile Blaser [cb] ist freie Journalistin in Bern. Sie arbeitet an der Universität Freiburg am Fachbereich Europastudien und forscht für ihre Doktorarbeit zum Thema der Versöhnungspolitik im Westbalkan.

\*\* Peter Ackermann [pan] wurde für seine Reportagen mit dem Zürcher Journalistenpreis und mit dem Tamedia-Förderpreis ausgezeichnet. Er lebt als freier Autor und Konzepter von Magazinen in Zürich.



## Andrea Vozza ist als Gastarbeiter in die Schweiz gekommen. Unfreiwillig. Kann man so seine Heimat finden?

**Helvezin: Andrea Vozza, weshalb sind Sie als 16-Jähriger von Süditalien in die Schweiz eingewandert?**

**Andrea Vozza:** Ich wollte nicht von Apulien weg, ich kam auf Geheiss meiner Mutter. Nach der Lehre in der Schreinerei meines Onkels fand ich in Mociano di Luca keine Stelle. So wie andere auch. Deshalb wanderten in den 50er-Jahren viele Italiener der Arbeit nach. Nach Belgien, Frankreich und Deutschland. Danach auch in die Schweiz. Dort waren die Arbeitsbedingungen gut. Das sprach sich im Dorf schnell rum. Selbst mein Onkel fand in Ipsach bei Biel eine Stelle als Schreiner. Meine Mutter bat ihn, auch mir eine Arbeit und die nötigen Papiere zu besorgen. 1961 nahm er mich mit in die Schweiz.

### Ein guter Entscheid?

**Andrea Vozza:** Der Anfang war schwer. Ich war noch nie weg von zu Hause. Alles war neu, alle redeten Deutsch oder Französisch. Ich brauchte lange, bis ich mich verständigen konnte, obwohl ich sofort auch mit Schweizern ausging, etwa um Billard zu spielen. Ich vermisste meine Familie, die Wärme und das Meer. Nach einem Jahr reiste ich bewusst mit einem abgelaufenen Pass zurück nach Italien, in der Hoffnung, nicht mehr in die Schweiz zurückkommen zu können. Mein Onkel erneuerte aber meine Papiere und nahm mich nach den Ferien zurück in den Norden. Ich habe auf dem ganzen Weg geheult.

### Was war denn so schlimm an der Schweiz?

**Andrea Vozza:** Das Wetter. In Apulien lief ich von März bis Oktober barfuss rum, trug eine knielange Hose und ein kurzes Hemd – ohne Unterhemd. In ein paar Sandalen bin ich am 15. August 1961 mit dem Zug in die Schweiz eingereist. In Milano empfahl mir mein Onkel, etwas Wärmeres anzuziehen. Wozu auch, dachte ich. In Domodossola ging es noch, aber in Brig war es eiskalt! Ich musste meine langen Hosen anziehen und konnte sie ein Jahr lang nicht mehr ausziehen.

*Anna Vozza, eine gebürtige Berner Oberländerin, ergreift das Wort. Sie ist seit 1971 mit Andrea verheiratet.*

**Anna Vozza:** Also das stimmt jetzt nicht ganz. In der Schweiz konnten wir im Frühling jeweils auch in Kniesocken auf die Strasse.

**Andrea Vozza:** Kniesocken! (*lacht*) Es ist doch so: Wenn es in der Schweiz mal schön ist, dann muss man das ausnutzen. Man kann nicht sagen, ich gehe morgen mal Töff fahren. Morgen ist es vielleicht schon nicht mehr schön. In Italien ist das kein Problem, da hat man dazu das ganze Jahr Zeit.

**Anna Vozza:** Du hast trotzdem gelernt, Ski zu fahren und es unseren zwei Töchtern beigebracht.

**Andrea Vozza:** Das stimmt. Dennoch friert es mich bis heute immer mal wieder in der Schweiz. Sogar im Sommer ist es hier im Schatten kalt.

### Sie wollten nie nach Italien zurück?

**Andrea Vozza:** Diese Frage erledigte sich mit meiner ersten Freundin. Plötzlich hatte ich ganz andere Dinge im Kopf, als möglichst schnell nach

Hause zurückzukehren. Und später, als ich Kinder hatte, hat es sich nicht mehr ergeben. Obwohl ich seit 1969 in Morciano ein Haus baue.

**Anna Vozza:** Ich habe sicher auch gebremst.

### Wie haben Sie sich kennengelernt?

**Anna Vozza:** Nach einem Welschlandjahr in Genf und anderthalb Jahren in Norditalien als Au-Pair jobbte ich für kurze Zeit in einem Tea Room in Bözingen bei Biel. Ich wollte Geld verdienen, um in London Englisch zu lernen. Eines Tages kam Andrea zur Tür herein, mit seiner damaligen Freundin. Er kam später wieder, aber alleine.

**Andrea Vozza:** Als ich Anna sah, traf es mich wie ein Blitz. Ich wusste: Das ist sie. Mit dieser Frau will ich etwas aufbauen, eine Familie gründen. Mit meiner damaligen Freundin war es kompliziert, also sagte ich Anna: Warte auf mich, wenn du Interesse an mir hast, damit ich sauber Schluss machen kann.

**Anna Vozza:** Und solange durfte ich mit keinem anderen Mann etwas trinken gehen! So eifersüchtig war Andrea – typisch Süditaliener.

### Gab es noch andere Dinge, an die Sie sich gewöhnen mussten?

**Anna Vozza:** Dass das Essen für Italiener wirklich sehr wichtig ist. Als ich zum ersten Mal mit unserer halbjährigen Tochter Petra in Süditalien bei seiner Familie war, gab es so viel zu Essen, dass ich dachte, jetzt platze ich gleich. Andrea bat mich, von allem ein bisschen zu probieren, damit seine Familie nicht enttäuscht sei. Auch



Brot gehörte plötzlich immer auf den Tisch. Denn in Italien gibt es das Sprichwort...

**Andrea Vozza:** ...ein Italiener ohne Brot ist ein toter Italiener.

**Anna Vozza:** Ich musste auch lernen, richtig feine Tomatensauce zu kochen. Als Kinder hatten wir nie Spaghetti mit einer echten Tomatensauce – meine Mutter hatte immer nur Konzentrat in die Spaghetti gedrückt. In Apulien haben mir zwei Tanten von Andrea gezeigt, wie ich aus 400 Kilogramm Cherry-Tomaten einen ganzen

Vorrat an Sugo einkochen kann.

### Andrea, vor vier Jahren haben Sie sich einbürgern lassen, wieso?

**Andrea Vozza:** Nach 50 Jahren in der Schweiz, hatte ich genug davon, Italiener zu sein. Nein, Quatsch! Ich hatte einfach genug von den höheren Versicherungsprämien als Ausländer und davon, ständig meine Aufenthaltsbewilligung erneuern zu lassen. Ich war nun schon so lange hier zu Hause. Also konnte ich im Pass doch auch Schweizer sein. [cb]

**Die Liebe macht es möglich: Auch wenn Andrea Vozza ursprünglich nicht in der Schweiz bleiben wollte, hat er bei Anna ein Zuhause gefunden.**

[Foto: Sébastien Agnetti]





Die Fenster und Türen des Paradies sind geschlossen: Am Telefon sagte Annette Giulia Zenklusen ihrer Schwester, der Wohlstand im Oberwallis reiche zum Leben nicht aus. [Foto: Franziska Rothenbühler]

**Rund hundert Jahre nachdem ihr Grossvater von der Schweiz nach Argentinien flüchtete, machte Annette Giulia Zenklusen\* die Reise in umgekehrter Richtung. In ihrer Heimat, die sie nur als Idee kannte, will sie für immer Fuss fassen.**

**Eine Hungersnot plagte** 1906 das Oberwallis. Arbeitslos schiffte Joseph Zenklusen über den Atlantik in die neue Welt und verdingte sich als Knecht in der Schweizer Kolonie von San Jerónimo de Norte, mitten in der Provinz Santa Fé, irgendwo in der argentinischen Pampa. Im Sommer versengte die Sonne das flache Land, und die Winter waren von einer solch trockenen Kälte, dass Joseph seine Hände im Urinstrahl der Kühe wärmen musste, damit sie nicht abfroren. Mit der Eheschliessung übernahm Joseph den Hof der Brauteltern, der soziale Aufstieg des Schweizer Wirtschaftsflüchtlings begann.

**Seine Enkelin wurde** sein Stolz. Wie viele Nachfahren von Einwanderern hielt Annette Giulia Zenklusen in San Jerónimo ihre Abstammung hoch. Sie sagte dem Hühnerboden Hennunbobm, der Butter Aiche und dem Knie Chneww, und am 1. August tanzte sie zu Ländler in einer Wallisertracht. Als Erste der Familie studierte sie. Und arbeitete als Veterinärmedizinerin – bis die argentinische Wirtschaftskrise von 1998 sie dazu zwang, als Abpackerin von Aufbackbrot ihr Geld zu verdienen, das Ende Monat wegen der Inflation sein Papier nicht mehr wert war.

**Über Annette Giulias** Gasherde hing ein Kalender: Schneebedeckt schob sich das Matterhorn in das Himmelblau eines unge-

trübten Sommertags. Das Bild erschien ihr wie ein Zeichen, und sie entschloss sich, von ihrem unerlöschenen Recht Gebrauch zu machen und beantragte den Schweizer Pass. Im April 2003, knapp 100 Jahre nach der Auswanderung ihres Grossvaters, wanderte sie als Wirtschaftsflüchtling ein in ihre Heimat. Irgendwo im Rhonetal, wo sich beidseits die Berge erheben, fand Annette Giulia eine Anstellung als Zimmermädchen.

**Sie erhielt ein Studio** mit Einbauküche, die Herdplatten aus Glaskeramik. Im Weiteren bekam sie Kost und eine Dienstkleidung, und wo immer sie zu arbeiten hatte, wurde sie umhüllt von einer seifigen Frische. Golden floss das Licht von der Spitze des Foggenhorns den Südhang hinunter und über die Flachdachhäuser des Tals. Annette, wie sie sich nur noch nannte, schloss die Augen. Wenn sie Ende Woche mit ihrer Schwester in San Jerónimo telefonieren würde, wollte sie sich an jedes Detail ihres Glücks erinnern. Bis zu ihrem 28. Lebensjahr hatten die Zwillinge ihren Schlag miteinander geteilt.

**Annettes Tage waren lang.** Um fünf Uhr dreissig aufstehen, Rosenkranz beten, Putzen des Restaurants und der Küche auf Anordnung. Scheuern der Toiletten. Polieren der Terrasse. Frühstück. Aufräumen der Hotelzimmer. Staubsaugen. Badezimmer feucht aufnehmen. Beziehen der Betten bis dreizehn Uhr. Mittagessen: eine halbe Stunde. Waschen und zusammenlegen der Hotelwäsche. Glätten. Auf Pünktlichkeit und Sauberkeit wird Wert gelegt. König ist, wer bezahlt. Endete Annettes Arbeitstag war sie zu erschöpft, um auszugehen. Sie hätte auch nicht gewusst mit wem.

**Ende Monat wurde** abgerechnet. Kost, Logis, Dienstkleidung: vom Lohn abgezogen. Wenig später wurde ihr Studio an einen Dauermieter vergeben. Ihre Bleibe, sagte die Gouvernante, sei jetzt der Massageraum. Dessen Fenster ging auf die Ausfahrtsstrasse und zum Foggenhorn, das braun war vom verdorrten Gras und dem dunklen Stein.

**Die Waschmittel röteten** Annettes Handgelenke und lösten ein Ekzem aus. Das wird schon, dachte sie. Die Tage bis zum nächsten Anruf nach Hause dehnten sich. In der Pampa, sagte die Schwester am anderen Ende der Welt, erwache der Frühling, die ersten Stachelkakteen seien gelb erblüht. Annette verschwiegen den Zimmerwechsel.

**Abends versuchte sie** an der Hotelbar mit Gleichaltrigen ins Gespräch zu kommen. Vergebens. Die 30-Jährigen sofften lieber, kifften, machten Glücksspiele. Ist das schweizerisch, fragte sich Annette. Einmal stellte sich ein Einheimischer neben sie, tippte auf ihre roten Hände und sagte: Du arbeitest hier Hotel, gäll. Du putzen, du Kosovo?

**In der Waschküche im** zweiten Untergeschoss sang Annette während der Arbeit, so verging ihr die Zeit. Ihr Chef wies sie im November zurecht. Was das für eine Arbeitseinstellung sei, wollte er wissen. Da zerbrach etwas in ihr.

**Am Neujahrsmorgen** suchte Annette ihren und ihres Grossvaters Heimatort im Oberwallis auf. Das Dorf hat eine Kapelle und eine Kirche, zwei Restaurants und ein Primarschulhaus. Der Polizist wird zur finanziellen Entlastung mit der Nachbargemeinde geteilt. Annette knipste ein paar Fotos, ging durch die verschneiten Gassen. Manchmal schaute sie ihren Spuren nach. In nichts schien sich dieses Dorf von anderen Dörfern im Wallis zu unterscheiden.

**Für die langen Abende** mietete sie Videos. «El Hijo de la Novia» schaute sie vier Mal. Den deutschen Untertitel schaltete sie aus. Das Foggenhorn warf lange Schatten. In ihrer Kammer wurde es nie richtig hell. Warum, fragte sich Annette, bewegt sich dieser verdammte Berg nicht?

**Ein Jahr nach ihrer** Ankunft beschloss sie, nach Argentinien auszuwandern. Am Telefon sagte sie ihrer Schwester, der Wohlstand reiche zum Leben nicht aus. Als sie als Giulia die Schweiz verlässt, befinden sich in ihrem silbernen Koffer acht unentwickelte Farbfilme und 55 Tafeln Schokolade Milch extra fin. [pam]

\* Alle Namen von der Redaktion geändert



## Mit ihrer Mutter und Schwester flüchtete Anne-Marie Wyss 1955, zur Zeit der Entkolonialisierung, aus Marokko in die Schweiz. Richtig Wurzeln schlagen konnte die gebürtige Schweizerin hier nie.

«Drei Tage dauerte die Schifffahrt von Casablanca nach Marseille. Für meine Mutter und meine ältere Schwester war es eine Flucht vor der sich zuspitzenden politischen Lage, für mich war es ein Abenteuer. Zusammen mit den anderen Kindern rannte ich auf dem Deck umher und spielte Verstecken. Der Kapitän fand das lustig und liess einmal sogar eines der kleinen Mädchen unter seinem Mantel verschwinden. Wenn wir nicht spielten, schlief ich oder ass von den vielen Orangen und Mandarinen, die uns ein Familienfreund von seiner Plantage auf die Reise mitgegeben hatte – und von denen mir am Ende der Reise fast die Ohren wackelten. So war meine Kindheit bis zu diesem Moment: unbeschwert. Es war die schönste Zeit meines Lebens.

In der Schweiz fühlte sich mein Leben nie mehr so an.

Ich erinnere mich noch gut an unser erstes Haus in Mazagan, in der Nähe von El Jadida an der marokkanischen Küste. Es war ein Restaurant, das meine Eltern führten. Im Hinterhof gackerten Hühner, im Schatten dösten unsere Schweine, wir hatten einen Hund und eine schwarze Katze. Ich spielte den ganzen Tag, und wenn sich meine Schwester und ich mal stritten, band uns unsere Mutter Rücken an Rücken auf zwei Stühlen zusammen und befreite uns erst, wenn wir uns wieder vertrugen.

Die Schulzeit verbrachte ich mit der Familie in Serrat, wo mehr Araber als Weisse wohnten. Trotz Verbot begab ich mich eines Nachmittags ins Araberquartier und kaufte meiner Mutter für ihr hellblaues Sommerkleid einen passenden Gürtel. Sie freute sich sehr, als sie aber herausfand, dass ich im «quartier d'arabe» war, wurde sie stinkwütend. Das war nicht unbegrün-

det. Das feindliche Klima zwischen Arabern und Franzosen spitzte sich in Marokko ab den 1950er-Jahren zu. Die Araber begannen, uns aus der Stadt zu ekeln. Viele Kolonialisten in Serrat liefen aus Selbstschutz bewaffnet umher. Ich erinnere mich gut, wie mir dies mein Vater beweisen wollte: Ich kam in seinen Krämerladen, wo etwa sieben Männer standen. Mein Vater sagte: «Toutounette, schau kurz weg und dann wieder zu uns!» Als ich mich wieder zu den Männern drehte, hatten alle ihr Jackett geöffnet und jeder hatte darin eine Waffe stecken.

Meine Eltern hatten es wohl untereinander abgesprochen, jedenfalls hiess es plötzlich, dass wir Mädchen zusammen mit Maman das Land verlassen würden. Wir sollten in die Schweiz fahren, nach Bern, dem Heimatort meiner Mutter. Zurück also in die Stadt, in der sie im Bürgerlichen Waisenhaus erzogen worden war.

Nach der Schifffahrt ratterten wir mit dem Zug von Marseille nach Basel, wo uns unsere Grossmutter empfing. Sie hat in Marrakesch gelebt und war schon drei Wochen früher vorausgereist. Am ersten Tag in unserem neuen Leben gingen wir Winterkleider kaufen: Handschuhe, Mäntel und Strumpfhosen, die juckten. Schnee ist das erste, an das ich denke, wenn ich mich an die ersten Tage in der Schweiz zurückerinnere. Auf einer Wanderung mit der Cousine meiner Mutter sah und berührte ich ihn. Ich war so entzückt, dass ich eine Handvoll davon in eines dieser bemalten, metallenen Oster Eier füllte, um den Fund meiner Mutter zu zeigen. Natürlich war im Ei wenig später nur noch eine Wasserlache.

Als alleinerziehende und arbeitstätige Frau steckte meine Mutter mich mit meiner Schwester ins Bürgerliche Waisenhaus, wie es bereits Grossmutter mit ihr gemacht hatte. Wir sahen Maman noch einmal im Monat, jeweils an einem Sonntag von 13 bis exakt 17 Uhr. Alles hatte hier seine Ordnung: Am Montagabend gab es Wunschkonzert, am Dienstag lief eine andere Sendung im Radio, und am Sonntag gingen wir spazieren. Da versuchte ich jeweils, hinter den anderen zu gehen, um möglichen Beobachtern weiszun-

machen, dass ich nicht zu den Heimkindern gehöre. Die Zeit im Heim war nicht schlimm. Wir waren 30 Mädchen, ich hatte also immer Freundinnen, und ich lernte alles, was man als Frau können muss: bügeln, nähen, flicken, kochen, den Garten bestellen und sich anzupassen. Und ich lernte innerhalb eines Jahres Deutsch. Nur «fischen» und «schiffen» konnte ich lange nicht auseinanderhalten. Sowie «rägne» und «gränne».

Doch auch wenn ich mich gut ins alltägliche Leben einfügte, störte mich dieses Strenge und Geregelt-

te der Schweiz. Das war es wohl, was mich daran hinderte, richtig Wurzeln zu schlagen. Daran änderten auch meine drei Kinder und meine beiden Ehemänner nichts. Erst als ich mit über 50 Jahren ins Welschland zog, fühlte ich mich zu Hause – und als ich später wegen meiner vielen Katzen nach Frankreich ins Burgund zog, fühlte sich das Leben wieder ein wenig an wie in Marokko. Die Sprache macht viel aus, aber auch die Leute: Sie sind hier einfach lockerer. Diese Mentalität des «je m'en fou» behagt mir. Hier kann ich mich, wie in meiner Kindheit, unbeschwert bewegen und tun und lassen, was ich will, ganz nach dem Sprichwort: Si les français ont pas le droit ils prennent le gauche. Voilà!» [cb] •



In ihrem Haus in der Bourgogne fühlt sich Anne-Marie Wyss wieder ein bisschen wie in ihrer Kindheit in Marokko. Hier kann sie tun und lassen, was sie will. [Foto: Sébastien Agnetti]



# IM REICH DER MITTEN

Text: Olivia Kühni  
Infografiken: a259

**Die viel zelebrierte Sorge um den Schweizer Mittelstand ist unbegründet: Es geht uns so gut wie nie zuvor. Die Mitte der Gesellschaft ist nur bunter geworden – und das passt nicht allen.**

Die Schweiz, ganz Bürgerstaat, vertraut auf die Mitte. Nicht die Stärksten, Klügsten oder Schönsten sollen uns retten, sondern der gute Durchschnitt. Darum bauen wir unsere Häuser und Universitäten nicht zu gross, und unsere Träume auch nicht. Darum mögen wir die Berufslehre und natürliches Makeup. Oder vielmehr, wie eine gross angelegte Umfrage des Forschungsinstituts gfs.bern im Auftrag des «Beobachters» ergab: das eigene Auto, eigene Unterhaltungselektronik und grosszügige Versicherungen. Und darum, weil wir auf die Mitte vertrauen, sorgen wir uns auch sehr, wenn seit Jahren politische Parteien von der SP bis zur SVP, Medien von der «WOZ» bis zur «Weltwoche», die Gewerkschaften, der Thinktank Avenir Suisse und die Wäterschmöcker rundherum vor dem Abstieg, der Verarmung, dem Schröpfen und Schrumpfen des Mittelstands warnen.

**Obwohl es nicht stimmt.** Es stimmt nicht, dass die Mitte schrumpft, und es stimmt nicht, dass sie strapaziert wird. Seit Jahrzehnten haben unverändert 60 Prozent der Menschen im Land ein mittleres Einkommen, und ihre Löhne sind laufend nur gestiegen, ebenso wie die öffentliche Unterstützung für Krankenkassenprämien, Kinderkrippen oder Wohnungen. Dem Mittelstand geht es materiell hervorragend. Verändert hat sich etwas anderes: die Merkmale des klassischen Mittelschichtlebens gelten nicht mehr als etwas Besonderes. Die Schweizer Staatsbürgerschaft, die Berufslehre, das Angestelltendasein, der Fleiss, das Eigenheim. Durchaus in Ordnung, aber halt so, wie anderes auch. Das Verehrte von einst hat seinen Glanz verloren. Die Folge davon sind

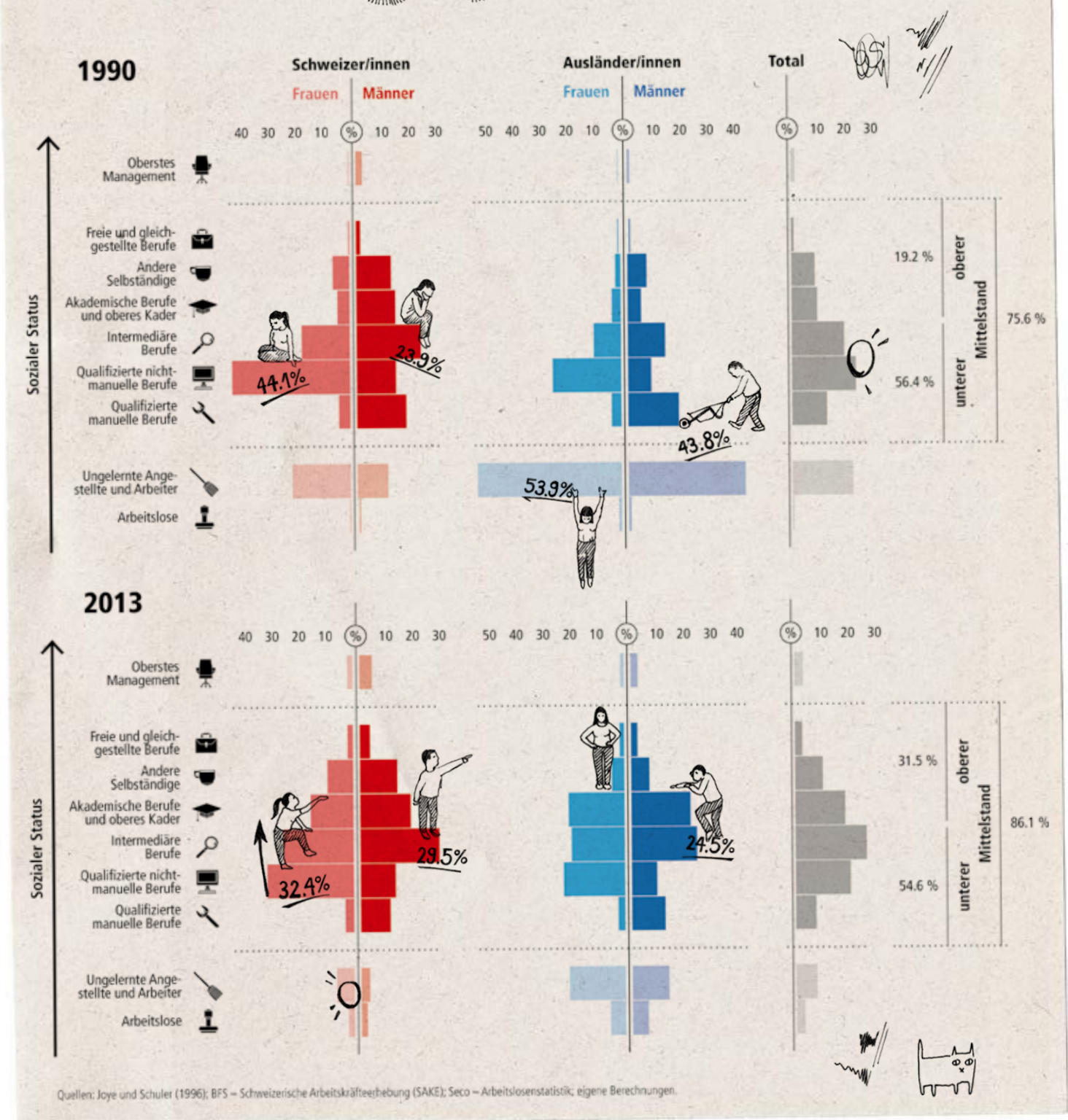
Enttäuschte, und die wiederum sind politisches Kapital. Das durchaus nicht nur von rechts umworben wird.

## Mehr Frauen, mehr ausländische Staatsbürger

Die Mittelschicht ist also nicht geschrumpft. Das hielt der Bundesrat erst diesen Frühsommer erneut in einem Bericht fest. Sie ist genau so gross wie früher. In den letzten 23 Jahren hat sich aber geändert, wer dazu gehört. Der Mittelstand ist deutlich weiblicher und internationaler geworden.

**Das zeigt sich,** wenn man nicht die Einkommen, sondern die Berufe betrachtet, die dem Mittelstand schliesslich einst den Namen und den Stolz gaben – in Abgrenzung zu den Aristokraten und den Verwahrlosten. Als typische Berufe der Mittelschicht gelten

Sozialer Status der Erwerbsbevölkerung (Erwerbstätige und Arbeitslose) nach Geschlecht und Nationalität, 1990 und 2013





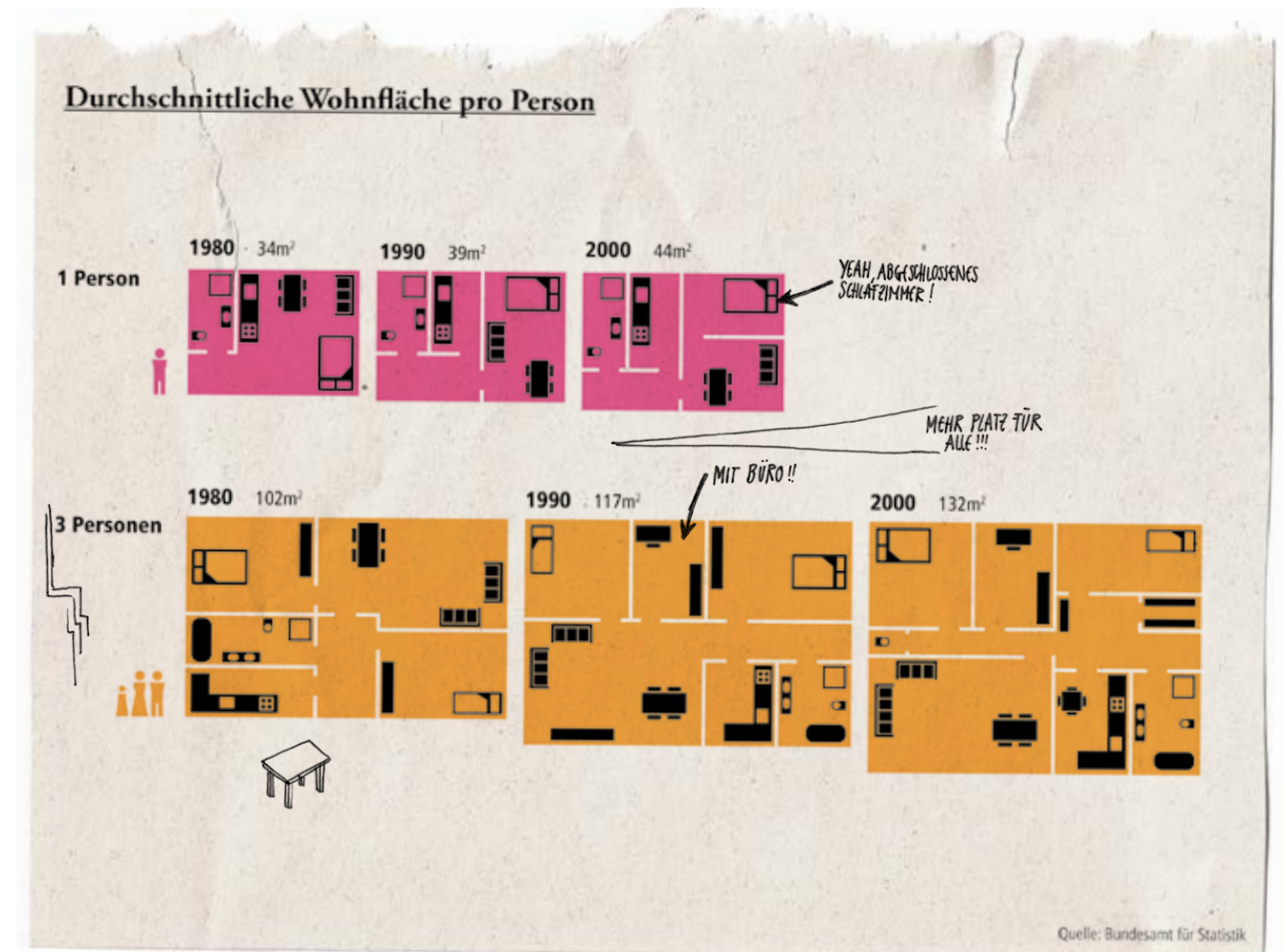
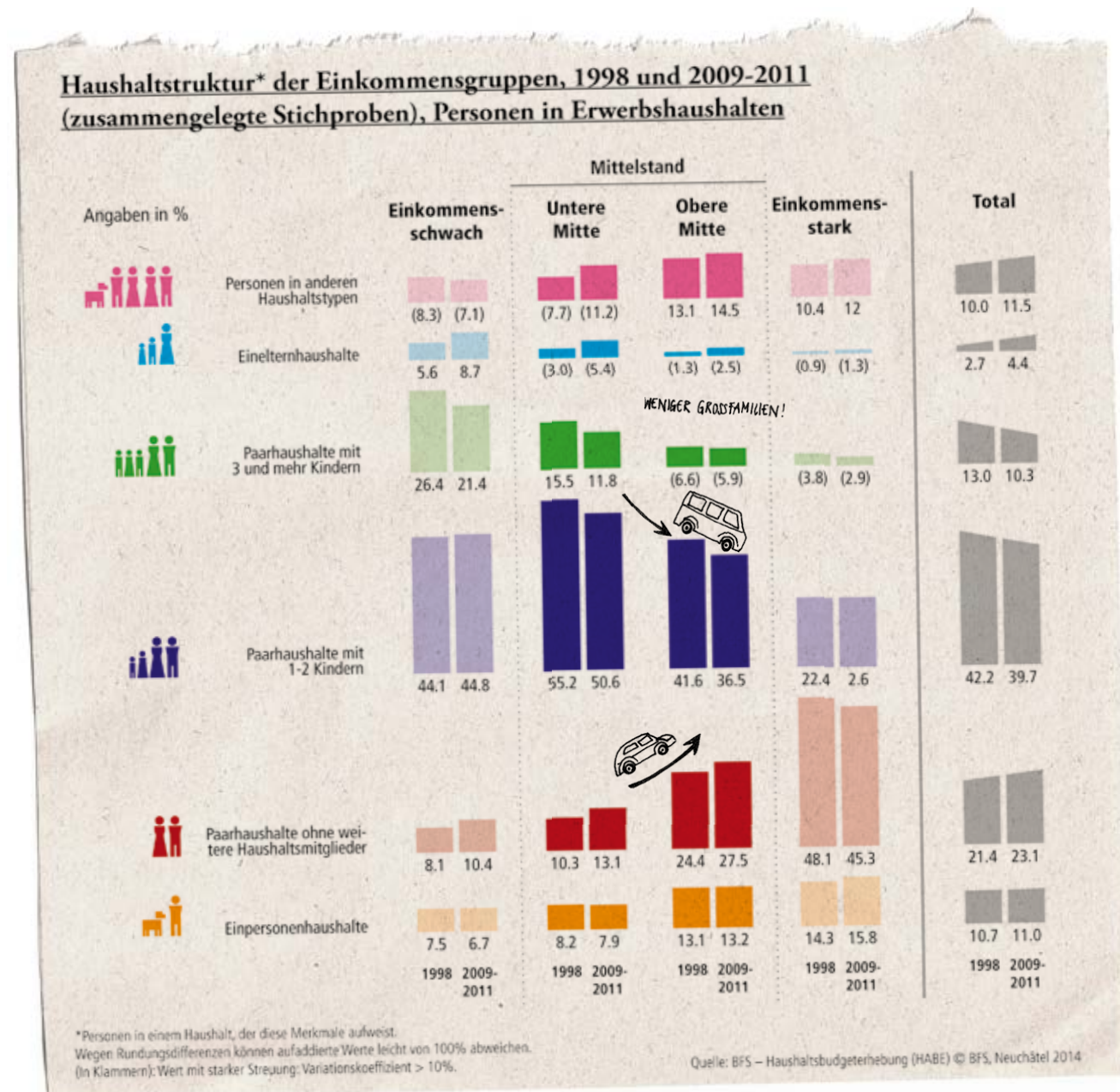
akademische Berufe und Kaderstellen, qualifizierte technische, kaufmännische und soziale Berufe sowie qualifizierte handwerkliche Berufe. Also beispielsweise Ärzte und Ingenieurinnen, Marketingfachleute, Lehrer, Polizistinnen, Malermeister, Pflegefachleute, Journalisten, Psychologinnen oder Garagisten.

Noch 1990 gehörten rund 85 Prozent der Schweizer Männer zu dieser

grossen Gruppe – aber nur 77 Prozent der Schweizer Frauen, und ein noch kleinerer Teil ausländischer Staatsangehöriger. Innerhalb einer Generation haben sich die Zahlen verschoben: Frauen und Ausländer haben Schweizer Männer praktisch eingeholt. 2013 hatten 89 Prozent der Schweizer Frauen, 77 Prozent der ausländischen Männer und 72 Prozent der ausländischen Frauen einen Mittelschichtsberuf. Das Feld ist insgesamt grösser – immer

mehr Menschen schaffen den Aufstieg von der Unterschicht in den Mittelstand – aber auch deutlich vielfältiger geworden.

Wenn einem die Klage über den Abstieg des Mittelstand auffallend oft von älteren männlichen Schweizern begegnet, so ist dies wohl kein Zufall: Zwar ist die Mittelschicht nicht geschrumpft. Ihr individueller Status-Vorsprung gegenüber ausländi-



schen Männern und jüngeren Frauen aber durchaus. Und das ist in einem meritokratischen und dynamischen Einwanderungsland auch richtig so.

Dass wir unser Bild von der Mittelschicht neu denken müssen, zeigt sich nicht nur in der Berufsstatistik. Sondern in der gesamten Lebenswirklichkeit. Soziologen weisen seit Jahren darauf hin, dass nicht die Mittelschicht kleiner wird, sondern die bürgerlich-traditionellen Milieus innerhalb der mittleren und oberen Schichten. Gehalten hat sich der Status von Auto, Fernseher, Angestelltenjob und Eigenheim vor allem in der unteren Mittelschicht. Hier findet sich auch nach wie vor ein grosser Anteil traditioneller Familien: Über

### Vielfältigere Lebensstile

die Hälfte der Menschen leben als Paar mit einem bis zwei Kindern – ein Modell, das 1970 das meistverbreitete Lebensmodell im ganzen Land war. Heute leben hauptsächlich die mittleren und oberen Schichten deutlich vielfältiger: Jeder Sechste wohnt alleine, jeder Dritte als Paar ohne Kinder, in jedem fünften Haushalt mit Kindern lebt nur ein Elternteil. Wobei auch das nicht mehr wie einst traditionell als «alleinerziehend» übersetzt werden kann: Wer genau in welchen Haushalten Kinder mit betreut und erzieht, ist für die Statistiker heute zunehmend schwieriger zu erfassen.

Für das Wohnen übrigens gelten dieselben Erkenntnisse wie insgesamt.

An einigen Brennpunkten, insbesondere im Raum Zug, Schwyz, in einigen Alpendörfern und Seegemeinden, haben es Haushalte mit mittleren Einkommen tatsächlich heute schwerer. Überall sonst aber gilt: Das Wohnen ist nicht teurer geworden – auch nicht wegen hoch qualifizierter Zuwanderer, gegen die sich Teile der Linken und Rechten gemeinsam eingeschossen haben. Wir beanspruchen nur alle zusammen, hier Geborene wie Zugezogene, Familien wie Einzelne, Junge wie Alte immer mehr und vielfältigeren Raum.

Insgesamt ist das Leben in der Mitte deutlich bunter und freier geworden als früher – und bunt und frei bedeutet immer auch unruhiger. Wichtige Zeiten also, denn die Enttäuschungen sträuben sich gerade sehr.



# RAUM- PLANUNG ZWISCHEN (VER-) DICHTUNG UND WAHR- HEIT



Text: Hans Weiss\*  
Fotos: Marc Latzel

**Im Zusammenhang mit** der Raumplanung ist immer wieder von Nutzflächen, von Fruchtfolgeflächen, von Siedlungs- oder Grünflächen die Rede. Dabei wird ausgeblendet, dass es sich dabei nicht um Flächen, sondern um Boden, also ein dreidimensionales Gebilde, handelt. Der Boden ist ein nicht ersetzbares Gut und somit auch kein Produkt, sondern eine Lebensgrundlage, ja er ist Leben selbst. In zwei Händen voll Erde leben so viele Mikroorganismen wie Menschen auf der Erde. Die Bildung einer 30 Zentimeter tiefen Bodenschicht benötigt je nach den Naturgegebenheiten 1'000 bis 10'000 Jahre<sup>1</sup>. Nicht genug damit, dass der Boden nach wie vor die Grundlage unserer Ernährung ist, indem er den Anbau von Feldfrüchten und dem Futter für Nutztiere ermöglicht. Boden ist Teil eines vernetzten Systems von sich gegenseitig bedingenden Wirkungen auf den Wasserhaushalt, die Luftreinigung und die biologische Vielfalt. Unsere körperliche und geistige Gesundheit hängt direkt davon ab.

In Lenzburg (AG) erstellt die Totalunternehmung Losinger Marazzi das nachhaltige Quartier «Im Lenz» mit mehr als 500 Wohnungen und rund 800 Arbeitsplätzen auf dem ehemaligen Hero-Areal. [www.imlenz.ch](http://www.imlenz.ch)

## Ungebremster Verlust an Boden

**Es gehört zu den absurden** Widersprüchen unserer Zeit, dass unsere Gesellschaft einerseits Milliardenbeträge für die Suche nach Formen des Lebens im



Weltall ausgibt, es aber auf der anderen Seite nicht fertig bringt, den rasanten und praktisch irreversiblen Schwund unserer Lebensgrundlage Boden zu stoppen. Weltweit gehen jährlich 24 Milliarden Tonnen Erde verloren. Gründe dafür sind Überbauung (Urbanisation), Abholzung der Wälder und Brandrodung in der Dritten Welt und – teilweise auch hierzulande – ungeeignete Anbaumethoden und dadurch ausgelöste Bodenerosion und Auswaschung. 24 Milliarden Tonnen ist eine Zahl, die wir uns nicht vorstellen können, die aber den Tatsachen entspricht<sup>2</sup>. Seit etwa 1960 haben wir in der Schweiz eine Fläche überbaut, die grösser ist als der Kanton Aargau<sup>1</sup>. In dieser historisch kurzen Zeit haben wir mehr gebaut, als alle zuvor lebenden Generationen zusammen. Und noch immer ist die seit langem geltende Faustzahl, wonach pro Sekunde etwa ein Quadratmeter Boden unter Asphalt oder Beton verschwindet, nicht massgeblich nach unten korrigiert worden.

### Drei fundamentale Missverständnisse

**Im letzten Raumplanungsbericht** des Bundes steht: «Weite Gebiete (des Landes) haben ihren ländlichen Charakter verloren, ohne aber städtische Qualitäten zu gewinnen». Hier muss drei weit verbreiteten und sich hartnäckig haltenden Missverständnissen begegnet werden. Das erste lautet: «Die massive Ausdehnung der Bauzonen und des Siedlungsgebietes sind die unausweichliche Folge der Bevölkerungszunahme und damit auch der Zuwanderung.» Natürlich konnten das Bevölkerungswachstum der letzten Jahrzehnte, die Vermehrung des Wohlstandes und vor allem auch die Zunahme der Ansprüche an das Wohnen und Arbeiten nicht ohne Folgen für die Landschaft bleiben. Aber viel mehr Boden wurde durch Zersiedelung regelrecht vergeudet. Was «bauliche Entwicklung» genannt wird, war und ist allzu häufig nicht eine Be-, sondern eine Zersiedelung. Die Vorsilbe «zer-» bringt es auf den Punkt. Da wurde über weite Teile des Mittellandes und weit in die grossen Alpentäler hinein – man schaue sich etwa das Rhonetal an – planlos gebaut. Regionale oder interkommunale Konzepte fehlten oder blieben auf dem Papier. Zwischen den einzelnen Komplexen blieben Restflächen, die dann weder für das Wohnen und das Arbeiten, noch für die Landwirtschaft oder die Erholung taugen. Anders gesagt: Man hätte bei gleicher Zunahme der Bevölkerung viel weniger Lebensraum verbauen können, ohne die Menschen in vielgeschossige Plattenbauten oder gar Hochhäuser zu pferchen. Dann nämlich, wenn der Erschliessung und Überbauung nicht konzeptlose kommunale Zonenpläne sondern eine gesamthaft durchdachte Raumplanung für grössere Areale vorausgegangen wäre.

### Das Problem ist die Politik, nicht die Raumplanung

**Damit sind wir beim zweiten** Missverständnis. Immer wieder hört man beim Blick auf Agglomerationen oder mit Zweitwohnungen übersäte Feriengebiete, die Raumplanung habe versagt. Auch das stimmt nicht. Nicht die Raumplanung hat versagt, sondern der Vollzug. Seit 1969 verlangt die Bundesverfassung, dass der Boden gemäss raumplanerischen Grundsätzen haushälterisch genutzt wird und die Besiedelung geordnet erfolgt. Und seit 1980 haben wir ein für die ganze Schweiz gültiges – vom Parlament und vom Volk nach einem vorausgegangenem Referendum abgesegnetes – Raumplanungsgesetz, das diese Vorgabe konkretisiert. So müssen sich beispielsweise Siedlungen und Bauten in die Landschaft

einordnen. Wohn- und Arbeitsgebiete müssen einander zweckmässig zugeordnet und mit dem öffentlichen Verkehr hinreichend erschlossen werden. Das Problem ist also nicht die Raumplanung, sondern die Politik. Die für die Behörden von Bund, Kantonen und Gemeinden verbindlichen Grundsätze der Raumplanung wurden über weite Strecken nicht beachtet oder umgangen.

### Gewaltige Reserven liegen brach

**Das dritte Missverständnis** betrifft Vertreter des Gewerbes und Politiker, die einer möglichst eingriffslosen Marktwirtschaft das Wort reden. Im Vorfeld von Volksabstimmungen beklagen sie jeweils, die Raumplanung widerspreche den Grundsätzen der Freiheit. Sie bevormunde sowohl das Individuum als auch die Gesellschaft. Sie beschneide überdies die unternehmerische Freiheit und bedrohe damit Arbeitsplätze. Das ist eine alte Leier, die nicht wahrer wird, indem man sie immer wiederholt. Das Gegenteil ist der Fall. Die Luftbelastung mit Schadstoffen, Ozon und Feinstaub, aber auch die Staus im Strassenverkehr sind nur zwei Beispiele für die Folgen einer verpasste Raumordnungspolitik und nicht umgesetzter gesetzlicher Vorgaben. Beides führt zu gigantischen Kosten, etwa durch teure Umfahrungsstrassen. Eine weitere Konsequenz ist die gesunkene Wohnqualität so mancher Quartiere und Stadtteile, die unter dem zunehmenden Pendler- oder Freizeitverkehr leiden. Und natürlich ist auch der Schwund von Tier- und Pflanzenarten eine Folge der Zerstückelung ihrer Lebensräume und einer Landwirtschaft, die immer intensiver produziert, um ihre Produktionsziele zu erreichen. Noch immer werden Wohnbauten, Anlagen für Industrie und Gewerbe sowie Einkaufszentren und Lagerhallen auf der grünen Wiese gebaut. Dies, ob-



In Bümpliz (BE) steht seit fünf Jahren die autofreie «Siedlung Burgunder». In deren Mitte wurde ein denkmalgeschütztes Gebäude energetisch saniert und dient nun als Kita und Gemeinschaftsraum.  
[www.npg-ag.ch](http://www.npg-ag.ch)





In Kriens (LU) in der «alten Teiggi» ist ein genossenschaftliches Projekt am entstehen. Im Moment gibt es auf dem Gelände zahlreiche Zwischennutzungen. [www.wohnwerk-luzern.ch](http://www.wohnwerk-luzern.ch)

schon die bestehenden Bauzonenreserven auf den rund 60'000 Hektaren noch für mehr als zwei Millionen Einwohner Platz böten und allein in ehemals industriell und gewerblich genutzten, heute brachliegenden Liegenschaften Nutzungsreserven von schweizweit 15,6 Millionen Quadratmetern schlummern. Diese Reserven entsprechen in ihrem Ausmass der Siedlungsfläche der Stadt Genf<sup>3</sup>.

### Positive Anzeichen für die Zukunft

**Doch wir wollen nicht mit** negativen Feststellungen schliessen. Da und dort ist das Bewusstsein erwacht, dass die Raumplanung Handlungsspielräume offen hält. In verschiedenen Gemeinden wird mit der überkommunalen Kooperation ernst gemacht. Es wird erkannt, dass nicht jede Gemeinde ihre eigene Einfamilienhaus-, Gewerbe- und Industriezone haben muss. Der Traum vom Einfamilienhaus im Grünen weicht häufiger dem Wohnen in Siedlungen, die sowohl energetisch und ökologisch als auch vom sozialen Zusammenleben her mehr Lebensqualität bieten – und deren Erschliessung den Steuerzahler günstiger zu stehen kommt. Da und dort werden unwohnliche Zentren und Quartiere neu gestaltet. Man nennt das «Siedlungswachstum nach innen», was nicht gleichbedeutend ist mit rücksichtslosem Zubauen von Grünräumen und Gärten im Siedlungsgebiet.

**Noch ist es nicht zu spät**, aus den Fehlern der vergangenen Jahre zu lernen. Raumplanung ist eine anspruchsvolle Daueraufgabe. Sicher ist aber eines: In der flächenmässigen Ausdehnung ist die Schweiz gebaut. Jetzt geht es ans Umbauen und Erneuern. •

\* Hans Weiss, dipl Ing ETH, ehemaliger Geschäftsleiter der Stiftung Landschaftsschutz SL, ehemaliger Dozent an der ETH für Raumplanung, ist heute freiberuflich tätig.

<sup>1</sup> R. Häberli: Kulturboden, Zürich 1991.

<sup>2</sup> A. Grêt-Regamey: Landmanagement des Bodens, ETH Symposium 05.03.2015.

<sup>3</sup> Raumentwicklungsbericht, Bundesamt für Raumentwicklung, 2005.

David «Knackeboul» Kohler  
Musiker & Moderator

«Hunderttausende Schweizer glauben an Zusammenhalt, Fortschritt durch Kreativität und Weltoffenheit. Diese Menschen brauchen eine Stimme, eine Plattform, ein Magazin – oder eben Helvezin.»



Claudine Esseiva  
Generalsekretärin FDP-Frauen  
& Ständeratskandidatin Kanton Bern

«Zu einer liberalen Wirtschaftsordnung gehört auch eine offene Geisteshaltung – wie jene von Helvezin.»



# DURCHSTARTEN NACH DEM TIEFPUNKT

**Vom Leben oder sich selbst ausgebremst, bekommen Jugendliche aus schwierigem Umfeld bei der «Fondation gad Stiftung» eine Chance – und manchmal auch ein Zuhause.**

Text: Anne-Careen Stoltze

Fotos: Eleni Kougionis

«Ich musste immer erst auf die Schnauze fallen, um es nachher besser machen zu können.» Sergei Bagdasarians Leben ist eine Geschichte mit vielen Höhen und Tiefen. Kaum ein Weg, den er zu Ende gegangen ist, immer wieder gab es Brüche. Mit seinen 23 Jahren hat er so viel erlebt, dass man beim Zuhören das Gefühl hat, einen alten Mann vor sich sitzen zu haben. Aus dem schmalen, sorgfältig rasierten Gesicht blicken dunkle, aufmerksame Augen, beim Erzählen gestikuliert er viel. Die Tätowierungen auf den Armen bilden seine Geschichte ab, jedes Motiv hat eine Bedeutung: zwei Sterne für die jüngeren Brüder, ein rote Rose für die Mutter, Fussball und Notenschlüssel für seine Leidenschaften. Wenn er arbeitet, sind die Tattoos unter einem langärmeligen Hemd versteckt.

Sergei ist Service-Lehrling bei der «Fondation gad Stiftung», einer von mehr als 13'000 Stiftungen in der Schweiz. Etwa 7'500 davon sind Förderstiftungen, die jährlich rund eine Milliarde Franken ausschütten, die übrigen sind wie die gad operativ tätig. gad ist hebräisch und steht für «Glück auf den Weg». Die Stiftung wurde 1997 von Rolf Zumstein gegründet und hilft Menschen, die keinen Erwerb haben, sich sozial und wirtschaftlich zu integrieren. Dafür bietet sie Beschäftigungs-, Ausbildungs-, Wohn- und Kunstprojekte an. Jugendliche mit erschwertem Einstieg ins Berufsleben können bei gad Motivationssemester, Praktika, eine Vorlehre oder eine Lehre absolvieren.

## Als Kind auf der Flucht

Heute hilft Sergei in der «Cafeteria HalleR» der Berner Fachhochschule für soziale Arbeit aus. Der grosse Mittagsansturm ist vorbei, Sergei hat Zeit, seine Geschichte zu erzählen. Er ist in Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, geboren. Als er noch ein Baby ist, flüchten die Eltern nach Deutschland und kehren nach acht Jahren wieder in die Heimat zurück. Doch bald darauf müssen sie erneut fliehen.

Diesmal in die Schweiz. «Der Weg war lang und gefährlich, und an die schlimmen Erlebnisse will ich mich nicht erinnern», sagt Sergei. Als die Familie im April 2005 im Asylzentrum Vallorbe endlich in Sicherheit ist, wird am nächsten Tag Sergeis jüngster Bruder geboren.

## Von einem Heim ins andere

Sergei wächst mit einer unsicheren Zukunft auf. Alle paar Jahre wechselt die Familie in ein anderes Heim – von Vallorbe nach Büren an der Aare, Lyss und Biel. Sergei muss sich immer wieder an neue Schulen und Klassenkameraden gewöhnen. Was gleich bleibt, ist der Aufenthaltsstatus – N für Asylsuchende – und die Frage, ob er mit seiner Familie in der Schweiz bleiben darf. In dieser angespannten Situation streiten die Eltern, der Vater trinkt immer öfter Alkohol. Sergei bekommt Probleme in der Schule. Die letzten drei Schuljahre absolviert er in Klein- oder Werkklassen, obwohl er eigentlich mehr kann. Sergei spricht acht Sprachen und bezeichnet Mathematik als sein Lieblingsfach. «Mit dem Stoff hatte ich keine Mühe, dafür mit dem richtigen Verhalten.» Er habe den Lehrern einfach nicht gehorcht, sagt er: «Ich hätte auf die schiefe Bahn geraten können.»

Doch er reisst sich zusammen und absolviert mit Begeisterung eine Vorlehre zum Apparatebauer. Die anschliessende Lehre als Mechanikpraktiker aber schmeisst er schon nach sechs Monaten hin. Ihm fehlt die Geduld, und er findet, er erhalte zu wenig Lohn. «Ich war etwas hochmütig, dachte, ich finde bei einem temporären Büro schnell einen besseren Job», blickt er heute zurück. Die Stellensuche erweist sich für den Migranten mit abgebrochener Lehre indes als aussichtslos.

Das Regionale Arbeitsvermittlungszentrum RAV vermittelt Sergei den Kontakt zum Motivationssemester Move bei gad. Aber auch das verlässt er vorzeitig. Nach erneuter gescheiterter Stellensuche kehrt er zu gad zurück, doch die Stiftung empfängt ihn nicht mit offenen Armen, sondern stellt ihm eine Bedingung: «Ich musste einen Motivationsbrief schreiben.» Es scheint, als sei dies sein Schlüsselerlebnis gewesen. Endlich geht es aufwärts.

## Zwischen Vollgas und Abtauchen

Seit zwei Jahren nun lässt er sich zum Restaurationsfachmann ausbilden – in der Cafeteria Haller, in der Eiger-Brasserie in Bern und im «LyssNord». In Gastrobotrieben also, welche die Stiftung im Kanton Bern betreibt. Sergei mag die Abwechslung und schätzt den Einblick in verschiedene Betriebe. «Ich versuche mich überall anzupassen.» Ihm ist zum Beispiel sehr wichtig, dass die Tische tadellos gedeckt und Gläser und Besteck blitzblank sind. «Ich bin der Gastgeber und will, dass die Gäste sich wohlfühlen und wieder kommen.»

Trotz seines Engagements kann er sein Potenzial nicht immer ausschöpfen. Mal «gibt er Vollgas» und erreicht in der Berufsschule lauter Fünfer, dann ist er unkonzentriert, nicht bei der Sache, hat eine seiner «Phasen». Schuld ist oft der





oben: **Kochen ist seine Leidenschaft: Yves Anderegg** in der Küche der Eiger-Brasserie in Bern.

links: **Überzeugter Gastgeber: Sergei Bagdasarian** serviert in den Berner Betrieben der gad Stiftung.

Fussball, aktuell spielt er bei Azzurri Biel. Das Training, die Spiele und der Traum vom Profifussball lenken ihn immer wieder ab. Stärker noch wirken die Gedanken an seinen Vater, der vor sechs Jahren ausgeschafft wurde. Da war Sergei 17 und hätte ein Vorbild, eine Autorität, gebraucht. Er vermisst ihn sehr, kann ihn nur auf Skype treffen. Um so wichtiger ist ihm der Zusammenhalt mit der Mutter und den beiden Brüdern, mit denen er zusammen in Biel wohnt.

## Stiftung gibt Grenzen und Halt

**Grenzen, Regeln und auch Halt** gibt ihm die gad-Familie. Wenn er wieder ins Trudeln kommt und der Notendurchschnitt plötzlich sinkt, gibt es ein Gespräch mit seinem Betreuer Flo Eichenberger. «Der rückt mir den Kopf wieder zurecht und hilft mir aus meinem Tief herauszufinden», sagt Sergei und weiss: «Sie haben sehr viel Geduld mit mir, anderswo wäre ich längst rausgeflogen.» Zum ersten Mal will er etwas wirklich abschliessen. Er kann sich keinen weiteren Abbruch leisten.

«Wir sind eines der letzten Sicherheitsnetze für Jugendliche wie Sergei, danach kommt nicht mehr viel», sagt Eichenberger, der für seinen Schützling zum väterlichen Freund und grossen Bruder geworden ist: «Sergei braucht es, dass ich ihn rechts und links abstütze, damit er nicht den Fokus verliert.» Mit seinen Tattoos bediene Sergei ein Klischee und werde oft falsch eingeschätzt, dabei sei er ein sensibler, intelligenter und offener Mensch. Am wichtigsten sei jetzt, dass Sergei sich trotz seiner Chancen im Profifussball nicht bei der Ausbildung stören lasse. Im nächsten Jahr wird Sergei seinen Abschluss machen.

## Pflasterli-Politik oder Konkurrenz?

**Nach Ansicht der grünen** Nationalrätin Aline Trede helfen Stiftungen vor allem Schwächeren aus bildungsferneren Familien, «die aus dem Raster fallen, welches als Norm gilt». Dies sei ein gesellschaftspolitisches Problem – nicht jeder passe in die gleichen Bildungsmodule. «Darauf sollten aber wir eingehen können», fordert Trede. Sie möchte deshalb das System an sich in Frage stellen.

«Stiftungen betreiben eine Pflasterlipolitik», sagt die Berner SP-Nationalratskandidatin Lea Kusano, die ihre Ausbildung mit einem Stipendium finanziert hat. Entweder habe das staatliche Schulsystem in Fällen wie von Sergei versagt, oder die Wirtschaft habe ihre gesellschaftliche Verantwortung nicht übernommen. «Beides ist bedenklich.» Kusano unterstützt jedoch die Arbeit von gad, «weil Jugendliche mit der Ausbildung die Möglichkeit bekommen, ihren Unterhalt selber zu verdienen – das sollte immer das Ziel sein.»

Das sieht auch Claudine Esseiva, Generalsekretärin der FDP-Frauen und Ständeratskandidatin, so. Esseiva ist selber Stiftungsrätin der Stiftung «prof-IN», die Jugendliche mit Schwierigkeiten ausbildet. Sie bezweifelt aber, dass Jugendliche, die eine Lehre in einer Stiftung absolvieren, in der realen Wirtschaft eine Stelle finden. «Daher löst es das Problem nicht, sondern verschiebt es.»

SVP-Nationalrätin Nadja Pieren findet es grundsätzlich immer gut, wenn ein Betrieb Lehrstellen anbietet - «egal, welche Rechtsform dahinter steckt.» Sie hat



ihre Lehre selber bei einer Stiftung gemacht. Für ihre weitere berufliche Laufbahn sei die Rechtsform ihres Lehrbetriebes aber nie ein Thema gewesen, sagt Pieren: «Viele öffentliche Einrichtungen haben eine Stiftung als Trägerschaft. Ich sehe nicht, warum das zum Nachteil einer Ausbildung werden sollte.»

Flo Eichenberger weiss natürlich, dass die Stiftung Aufgaben Anderer übernimmt. Wichtig ist ihm aber, «dass sich die Restaurants der gad im Markt behaupten müssen.» Die Betriebe werden nämlich nicht mit öffentlichen Geldern finanziert. «Da hilft nichts: Wenn ein Konzept nicht funktioniert, müssen wir umstrukturieren, wie jeder andere Betrieb auch.» Einzig die Auswahl der Lehrlinge laufe bei ihnen nach anderen Überlegungen ab, sonst hätte jemand wie Sergej in der Tat kaum mehr eine Chance.

## Yves, der «Vorzeigelehrling»

**Dass es mit der Integration** von gad-Lehrabgängern in private Betriebe klappen kann, könnte schon bald das Beispiel von Yves Anderegg zeigen. Der angehende Koch arbeitet mittlerweile im dritten Lehrjahr in der Eiger-Brasserie, wo er schon «viel mehr Praktisches gelernt» hat als bei seinem früheren Arbeitgeber und erst noch geregelte Arbeitszeiten hat. Davon konnte er in seinem ersten Lehrjahr in einem Hotel im Berner Oberland nur träumen. Dort arbeitete der 20-Jährige täglich mehr als 15 Stunden. Laut Gesetz sind für Lehrlinge maximal 45 Stunden pro Woche erlaubt. «Ich begann um 5 Uhr, bereitete das Frühstück zu und arbeitete etwa bis 14 Uhr, danach war ich von 17 Uhr bis Mitternacht wieder am Arbeiten.» Am Nachmittag versuchte Yves etwas zu schlafen. Kollegen treffen konnte er kaum noch. Seine Leistungen in der Berufsschule liessen nach, im Rapportheft gab es immer mehr Lücken. «Nach einem Jahr wollte ich wechseln, aber es ist nicht so leicht, nach einem Abbruch wieder eine Lehrstelle zu finden.» Eines Tages kam ein Kontrolleur vom Kanton in die Küche, empfahl Yves, die Stelle zu wechseln und es bei der «Fondation gad Stiftung» zu versuchen.

Koch war schon immer sein Traumberuf. Nun kann sich Yves Anderegg diesen Traum doch noch erfüllen. Marcel Kaufmann, Geschäftsführer Gastronomie der gad, ist voll des Lobes: «Yves ist ein Vorzeigelehrling.» •

### Jugend, Ausbildung, Arbeit

Aktuell ist das Angebot an Lehrstellen in der Schweiz grösser als die Nachfrage. Trotzdem ist die Suche nach einer Lehrstelle oder Stelle für ausländische Jugendliche schwieriger als für Schweizer Jugendliche. Gemäss dem Lehrstellenbarometer 2012 des Bundesamts für Berufsbildung und Technologie (BBT) schreiben ausländische Jugendliche durchschnittlich 28 Bewerbungen, bis sie eine Lehrstelle haben, Schweizer Jugendliche nur deren elf. Finden Jugendliche keine passende Lehrstelle, können sie die Zeit bis zur nächsten Bewerbungsrunde mit Zwischenlösungen überbrücken. Das betrifft öfter ausländische als Schweizer Jugendliche.

Etwa ein Viertel aller Lehrverträge wurde 2012 aufgelöst – aus unterschiedlichsten Gründen. Für dieses Jahr plant das Bundesamt für Statistik BFS eine neue Erhebung über Lehrabbrüche. Die Chancen, wieder in die Arbeitswelt einzusteigen, sind in den ersten zwei Monaten nach dem Abbruch am grössten.

Die Jugendarbeitslosenquote lag Anfang 2014 gemäss dem Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO) bei 3,6 Prozent. Damit liegt die Jugendarbeitslosigkeit im europäischen Vergleich sehr tief. Häufiger betroffen sind Jugendliche mit Migrationshintergrund – und das unabhängig davon, ob die Wirtschaft gerade boomt oder in der Krise steckt. [acs]

## Gelebte Vielfalt statt Gleichmacherei und Einfachheit

*Konsens, Dialog und Respekt: Das macht den wahren Wert unserer Demokratie der gesellschaftlichen Entwicklung aus. Selbstredend haben Fleiss, Geschick und andere Tugenden den Weg des Erfolgsmodells Schweiz begünstigt. Wir sind also, um es vorweg zu nehmen, gut beraten diesen Erfolgspfad zu pflegen und weiter zu entwickeln.*

*2015, im Jahr der Jubiläen – 1315 Morgarten, 1515 Marignano, 1815 Wiener Kongress - wird ausgiebig diskutiert über Mythen, historische Deutungen, Fakten und deren Einfluss auf die Entwicklung der Schweiz. Dagegen ist nichts einzuwenden. Es sind interessante und bisweilen gar unterhaltsame Dispute. Letztlich bringt uns aber weder der Streit zwischen Historikern, die alles relativieren und in Frage stellen, und Patrioten, welche die erwähnten Ereignisse überhöhen, noch die generelle Verweigerung einer Diskussion wirklich weiter. Niemand hat die alleinige Deutungshoheit über unsere Vergangenheit.*

*Entscheidend ist, dass wir zu unseren gemeinsamen Wurzeln stehen. Und dass wir gewillt sind, daraus gemeinsam das Beste zu machen. Unabhängig von der politischen Gesinnung. Damit kommen wir zu den eingangs erwähnten Werten zurück. Gepaart mit der notwendigen Portion an historischem Glück haben diese Werte die phänomenale Entwicklung unseres Kleinstaates ermöglicht.*

*Das bergige, rohstoffarme Binnenland Schweiz war noch vor siebzig bis hundert Jahren mausarm. Unsere jüngeren Vorfahren haben aus fast nichts ein Maximum herausgeholt. Die Schweiz hat auf Bildung und Forschung, Innovation, Marktwirtschaft, Wettbewerb und Weltoffenheit gesetzt. Schweizer Unternehmen sind weltweite Markenzeichen für Stärke, Zuverlässigkeit und Qualität. Die Schweiz gilt als eines der innovativsten und kompetitivsten Länder der Welt. Der erarbeitete Wohlstand ermöglicht unsere einmalige soziale Wohlfahrt.*

*Und was uns noch stark macht? Die Appenzeller oder Zürcher sind komplett anders als die Internationalisten in Genf. Die Ticinesi ticken völlig anders als die Basler oder die Berner. So what?! Wir lassen die anderen so leben wie sie sind oder wie sie es für richtig halten. Keine Gleichmacherei à la EU. Keine Minderheit wird permanent von der gleichen Mehrheit überstimmt, auch dank Ständemehr – vor allem aber dank Dialog- und Konsenskultur sowie Respekt vor dem Anderen, dem Andersdenkenden. Diese Ungleichheit, die Toleranz, der Drang zur Freiheit und der Mut zum Anderssein machen uns lebendig – und stark! Tragen wir diesen Werten Sorge.* •

### Hannes Germann

Hannes Germann (SVP) ist ehemaliger Lehrer, Wirtschaftsredaktor und Betriebsökonom. Er vertritt den Kanton Schaffhausen seit 2002 im Ständerat, den er 2013/14 präsidierte.



Die Autoren dieser Rubrik erhalten von der Redaktion eine Carte blanche: Der Beitrag entstand frei und wurde weder redigiert noch bearbeitet. Wir freuen uns auf viele belebende Debatten an dieser Stelle.



# «WER EIN HAUS HAT, IST AUCH BEI DER FEUERWEHR»

**Mehr Bewusstsein und Engagement: Dies wünscht sich Michael Langenegger (33) für die Schweiz. Auch deshalb isst er mit seinen Kindern jedes Jahr ein Schaf vom eigenen Hof.**

## DIE STIMME

Name: Michael Langenegger

Alter: 33 Jahre

Beruf: Eidg. dipl.

Holzbau-Meister

Wohnort: Lauperswil

(Emmental)

Familie: Frau und 3 Kinder

(5-, 6-, und 11-jährig)

Berufswunsch als Kind:

Landwirt

Aufgezeichnet: Mia Hofmann

Foto: Gian-Paul Lozza

«Ich bin Mitglied der freiwilligen Feuerwehr Region Langnau. Das ist für mich logisch: Wer ein Haus hat, ist auch bei der Feuerwehr. Brennt ihr Haus, helfe ich den anderen, brennt meines, helfen sie mir.

Die Schweiz bedeutet für mich gleichzeitig Sicherheit und Freiheit. Ich fühle mich extrem wohl und der Lebensstandard hier ist sehr hoch. Das Sozialsystem ist im Vergleich mit dem Ausland breit abgestützt, die Jobsicherheit hoch. Praktisch jeder, der arbeiten will, kann das auch tun. Das ist nicht selbstverständlich! Genau darum gehts: Wir dürfen die Vorteile, die uns unser Land bietet, nicht als selbstverständlich hinnehmen. Wer etwas haben will, muss auch etwas dafür tun.

Wohlstand kann auch gefährlich sein: Geht es der Gesellschaft gut, wird sie träge. Manche Leute haben ein Brett vor dem Kopf: Sie denken, dass sie sich alles leisten können und leben zu einem grossen Teil auf Pump. Sie fühlen sich viel zu sicher und überlegen nicht, was es für sie bedeutet, wenn die Wirtschaft

aus dem Ruder läuft. Ich glaube auch nicht ernsthaft, dass morgen alles zusammenbricht. Aber was ist in 50 oder 100 Jahren? Mehr Bescheidenheit wäre ein Schritt in die richtige Richtung.

Was es braucht, ist mehr Engagement: Mein Hobby etwa ist Hornussen. Damit ich spielen kann, muss ich auch etwas im Verein tun. Also bin ich Präsident der Hornussergesellschaft Emmenmatt und solange es niemanden gibt, dem ich diesen Posten mit gutem Gewissen übergeben könnte, übernehme ich diese Verantwortung. Dasselbe gilt für den Betrieb: Ein Angestellter sollte nicht einfach seinen Lohn abholen, sondern sich überlegen, dass der Chef dieses Geld ja auch reinholen muss. Und sich dementsprechend verhalten. Diese Einstellung versuche ich als Projektleiter wie auch daheim als Vater vorzuleben.

Dienstag ist Vatertag: Frühmorgens fahre ich rasch ins Geschäft und schaue, dass der Tag gut aufgeleitet ist. Dann frühstücke ich mit den Kindern und meine Frau geht arbeiten. Tagsüber widme ich mich dem Hof, unseren zwei Pferden, dem Pony und den Schafen. Ich will den Kindern zeigen, woher Nahrung kommt: Jeden Herbst lassen wir eines unserer Schafe schlachten. Wenn sie das Fleisch essen, wissen sie, von welchem Tier es kommt. Dadurch spüren sie die direkten Auswirkungen ihres Handelns. So gebe ich ihnen meine Werte weiter.» •





# 1630 BULLE FR

**Der junge Bulle**, noch halb Kalb, schaut mich neugierig an, ohne das Wissen, was ihm und seinen Genossen droht. Nicht ich stelle eine Gefahr für die Zukunft der grossäugigen, gefleckten Schönheiten dar, sondern die Bewohner des Städtchens Bulle. Aber dazu später.

**Ich begegne dem** Tier mitten im Städtchen, auf dem Weg zum Hotel. Wenn man das Fribourger Städtchen Bulle nach Bahnhof und Hotel beurteilen müsste, käme es nicht gut weg. Der Bahnhof ist einer dieser hässlichen Einkaufskuben aus den Neunzigern, mit dem Architekten viele Stadtbilder ruiniert haben. Das Hotel ist ein Verbrechen aus den Achtzigern, ein rot-grau-gestreifter Block, der aus mir noch unerfindlichen Gründen «Paris – Bangkok» heisst.

**Zwischen Bahnhof** und Hotel erstreckt sich aber eine sorgfältig gepflegte Altstadt, mit Burg, Hôtel de Ville, Bäckereien und einer Eisenwarenhandlung, wie man sie sonst nur noch in Filmen aus den Fünfziger Jahren entdeckt. Jedes Café hat Tischchen und Stühle auf dem Trottoir, man sitzt an der Strasse wie in Paris. Überhaupt spürt man das frankophone Lebensgefühl.

**Zum Beispiel fahren** hier in Bulle nur Touristen Velo. Im Zentrum des Städtchens teilen sich ein Park und ein

Parkplatz die grosse Fläche. Der Parkplatz ist besser besucht. Bulle hat etwas erfrischend Unschuldiges: Man raucht ohne schlechtes Gewissen, trinkt ein Glas Wein oder ein Bier am Vormittag, fährt mit dem Auto dreihundert Meter zum Café. «Political Correctness» lähmt hier noch nicht die Lebensfreude, schützt aber leider auch weder Natur noch Stadtbild, wie ich später erfahren werde.

**Man spricht sogar** mit Fremden. Ich setze mich in ein Strassencafé, mit Aussicht auf den Parkplatz, und werde nach ein paar Minuten von einer energischen Geschäftsdame nach einer Zigarette gefragt. Natürlich gerne. Das hab sogar ich mit meinem Schulfranzösisch verstanden. Überhaupt: Die Sprachbarriere.

**Am Empfang des Hotels** zum Beispiel. Die wirkliche nette Dame und ich radebrechen in der jeweils anderen Landessprache – ich französisch, sie deutsch – bis wir uns im Englischen finden. Ab da geht alles ganz leicht. Ob die Romands in der Schule ihren Deutschunterricht auch so innig hassen wie die Deutschschweizer ihr Französisch? Und eine weitere kleine Besonderheit in Bulle: Die zweitgrösste Sprachgruppe, mit knapp fünf Prozent, spricht portugiesisch. Das kommt durch die Zuwanderung an Industriearbeitern für die Unternehmen, die sich rund um Bulle angesiedelt haben.

**Im einzigen Hipstercafé** des Städtchens, dem Tea Room «La Potinière», kann ich mich mit Englisch ganz gut verständigen. Und hier komme ich dem Schicksal des jungen Bullen von vorhin auch wieder auf die Spur. Zwei junge, tätowierte «Bullois» klären mich auf: Es zieht sich ein Graben durch Bulle: Ein Streit um die Gestaltung des Städtchens. Die eine Hälfte der Einwohner will das alte Stadtbild erhalten,



Frankophones Lebensgefühl im Städtchen Bulle im Fribourger Bezirk Gruyère und die Sache mit dem letzten Bullen.

**DER LOKALE FOTOGRAF**  
Name: **Philippe Glenz**  
Wohnort: **Bulle**,  
**1.5 Km zum Bahnhof Bulle**  
Website: **www.photoglenz.ch**

**DER AUTOR AUF REISEN**  
Name: **Reda el Arbi**  
Wohnort: **Stein am Rhein**,  
**232.0 Km zum Bahnhof Bulle**  
Website: **www.elarbi.ch**

will nicht mehr Neubauten aus Glas und Beton, die andere Hälfte will in die Zukunft aufbrechen und, soweit ich das verstanden habe, mit neuen Immobilien pures Gold verdienen.

**Und genau dieser** Entwicklung ist die letzte kleine Kuhweide im Städtchen zum Opfer gefallen. Der Bulle und seine kleinen Freunde müssen nun aus Bulle wegziehen. Auf dem letzten grünen Stadtweide stehen bereits die Vermessungslatten, an denen sich nicht mehr lange das Vieh den Rücken kratzt. Ganz hab ichs – Sprachbarriere! – nicht verstanden, aber es scheint, als ob sich die Auseinandersetzung schon über Generationen hinzieht.

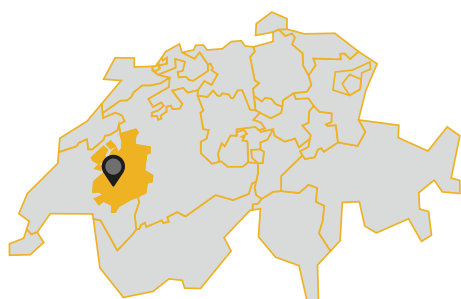
**So zeigt die** altherwürdige Brasserie «Café Fribourgeois» dem Passanten stolz ihre Art Déco-Fassade, während sich im Hintergrund ein Wohnsilo in kränklichem Senfgelb über das Städtchen erhebt, umrandet von den im

Abendlicht erstrahlenden, friedlichen Hügeln des Greyerzerlandes.

**Das Städtchen brannte** Anfang des 19. Jahrhunderts vollständig nieder und wurde seither nach dem jeweiligen Zeitgeist wieder aufgebaut. Einen grossen Bauboom gabs in den Achtzigern, nach der Eröffnung des Autobahnstücks Bern – Vevey, was man leider im Stadtbild sehen kann.

**Es wird Nacht in** Bulle, und ich finde heraus, warum mein Hotel «Paris – Bangkok» heisst. Der Name ist der französisch-thailändischen Küche geschuldet, die offenbar von den Einheimischen als Abwechslung geschätzt wird.

**Am nächsten Morgen** mache ich mich auf, den Röschtigraben heimwärts zu überwinden. Ich trinke einen Kaffee im Café de la Gare, rauche mit der Serviceangestellten eine Zigarette und blicke auf den letzten bleibenden Bullen von Bulle. Eine Stahlplastik auf dem Bahnhofplatz, kubisches Metall, angeordnet zu einem Abbild der Natur. Er wird wohl, im Gegensatz zu seinem natürlichen Vorbild, noch eine Weile bleiben. •





# HELVEZIN

die Zeitschrift für meine Schweiz

## REDAKTION

Helvezin  
Steigerweg 15 | 3006 Bern  
www.helvezin.ch | mail@helvezin.ch

## Herausgeber:

Beni Lehmann

## Redaktion:

Thorsten Kaletsch | Peter Bader | Erich Goetschi | Mia Hofmann  
This Rutishauser | Mike Sommer

## Art Direction & Layout:

Nikolaj Vejstrup | Rodja Galli

## Bildredaktion:

Ruben Wyttenbach | Franziska Rothenbühler

## Druckvorstufe:

Nikolaj Vejstrup | Jean-Jacques Ramseyer | Fritz Schmid

## Lektorat:

Susanne Lehmann | Roland Lehmann | Manuela Aschwanden

## Koordination publizistischer Beirat:

Rea Wittwer

## MITARBEITER DIESER AUSGABE

**Text:** Peter Ackermann | Peter Bader | Cécile Blaser | Reda el Arbi | Mia Hofmann | Andrea Jansen | Kafi Freitag | Thorsten Kaletsch | Peter Krebs  
Olivia Kühni | Nadia Meier | Nina Rudnicki | Constantin Seibt | Anne-Careen Stoltze | Hans Weiss | Willi Wottreng

**Fotografie:** Sébastien Agnetti | Philippe Glenz | Peter Käser | Eleni Kougionis  
Marc Latzel | Gian-Paul Lozza | Franziska Rothenbühler | Beat Schweizer  
Ruben Wyttenbach

**Illustration:** Basil Anliker | Silvio Brügger | Christian Calame | Pinto Galli  
Rodja Galli | Benjamin Güdel | Lea Schneider

## EXTERNE PARTNER

**Art Direction, Design:** a259.ch – Büro für Gestaltung | **Redaktion, Textarbeiten:** Textatelier.ch | **Beratung Fotografie:** Franziska Rothenbühler & Ruben Wyttenbach | **Publizistischer Beirat:** Rea Wittwer | **Druck:** W. Gassmann AG | **Vertrieb:** Passive Attack | **Logistik:** Fondation gad Stiftung | **Online:** nullnulls GmbH - Binäre Lösungen | **Prozessbegleitung (Coaching):** Social Affairs GmbH | **Prozessbegleitung (Betriebswirtschaft):** Innovage.ch – Netzwerk Bern-Solothurn | **Werbung, Branding:** Sugar Kommunikation GmbH | **Social Media:** Kargo Kommunikation GmbH  
**Bewegtbild:** Efentwell! | **Helvezin Music:** Chlyklass Records | Endorphan Entertainment | Mouthwatering Records | **Treuhand:** Diesen Partner suchen wir noch, Interessierte melden sich unter: verein@helvezin.ch

## PUBLIZISTISCHER BEIRAT

Thomas Bollinger | Andi Cortellini | Nicole Gerber | Hanna Jordi | Hansruedi Kugler | Sascha Renner | Valentin Schmidt | Stefan M. Seydel | Regula Stämpfli  
Lukas Vogelsang | Anita Vozza | Manuela Weisskopf | Dani Winter | Rea Wittwer (Koordination)

## PATRONAT

Basil «Baze» Anliker | Daniel «Skor» Bachmann | Simon Baumann | Reto Camenisch | Prof. Dr. Thomas Cottier | Flo Eichenberger | Claudine Esseiva  
Remo Galli | Mario Gullotti | Thomas Haemmerli | Adrian Iten | Thomas Iten  
Flavia Kleiner | David «Knackeboul» Kohler | Lea Kusano | Angela Mattli  
Pamela Méndez | Kështjella Pepshi | Lukas Schürch | Regula Stämpfli | Aline Trede | Alec von Graffenried | Gregoire «Greis» Vuillemier

## TRÄGERSCHAFT & VERLAG

Trägerverein Helvezin | 3000 Bern | verein@helvezin.ch

Mitgliedschaften lassen sich auch direkt per Einzahlung registrieren: Postfinance  
# 89-278960-3 | Raiffeisenbank IBAN CH25 8148 8000 0069 1706 2  
Trägerverein Helvezin | 3000 Bern. Die Jahresmitgliedschaft kostet  
120 Franken. Oder reduziert 60 Franken (Auszubildende & Rentner). Sowie  
600 Franken für Gönner & Institutionelle. Spenden können ab 5 Franken  
getätigt werden. Bitte unbedingt Mail-Adresse vermerken!

## EHRENAMTLICHE PROJEKTARBEIT & BERATUNG

Manuela Aschwanden | Azadeh Balazadeh | Nadia Bianco | Pablo Bobrik  
Claude Barbier | Rahel Bucher | Elif Cagli | Susana Canonica | Bernhard Eicher  
Urs Frieden | François Gerber | Nora Goll | Dominik Gysin | Daniel Hartmann  
Salvatore Imondi | Armin Imstepf | Simon Jäggi | Matthias Kallen | Letizia Landbö  
Ernst Ledermann | Roland & Rose-Marie Lehmann | Susanne Lehmann  
Marc Lettau | Nick Lüthi | Tonio Meier | Melanie Mettler | Baldy Minder  
Patrick Pagac | Leni Robert | Daniel C. Rohr | Nadja Ruch | Patrick Ryf  
Kurt Schär | Pirmin Scheidegger | Maria Sigris | Andrés Schenker | Peter Stämpfli  
Andreas Szentkuti | Markus Theunert | Christian Trummer | Manuel C. Widmer  
Davide Valsinni | Franziska Vökt | Patrizia Vökt

Sprachversionen in Französisch und Italienisch werden ebenso wie ein Online-Magazin von Helvezin im weiteren Jahresverlauf lanciert.  
Mehr Informationen unter [www.helvezin.ch](http://www.helvezin.ch)



Teil 4 der Fotoserie «Schweizer Erinnerungskultur»: **Das Bundesbriefmuseum in Schwyz. Damals und heute Symbol der geistigen Landesverteidigung beinhaltet es auch wenige Stücke von der Schlacht von Morgarten 1315.**

[Foto: Ruben Wyttenbach]

Liebe Leserinnen und Leser, Sie haben die Nullnummer der Zeitschrift Helvezin vor sich. Wir glauben an das Konzept dieses neuen Printprodukts, doch die Mittel dafür müssen wir zuerst beschaffen. Das Ziel ist klar: Am 1. Juli 2016 soll die erste Helvezin-Ausgabe erscheinen. Bis Ende Jahr realisieren wir dann – je nach Erfolg unserer Bemühungen – drei bis sechs Ausgaben. Die Schwerpunktthemen haben wir bereits provisorisch festgelegt. Weil wir denken, dass die Vielseitigkeit der Bevölkerung in der Schweiz ein zentraler Faktor für Frieden, Wohlstand und Stabilität ist, widmen wir uns in jeder Ausgabe einer einzelnen Gruppe. Das kann eine kulturelle, sprachliche, religiöse, ethnische oder auch soziologische sein.

## # 1 «Die Welschen»

Mit 25 Prozent der Bevölkerung stellen die sechs französischsprachigen Kantone in unserem Land eine grosse Minderheiten-Gruppe. Wenn sie den Glauben an die Schweiz verlieren, wird die Idee der Willensnation bald Geschichte sein. Was hält Romands trotz allem mit Deutschschweizern zusammen?

## # 2 «Die Bauern»

Im National- und Ständerat ist keine Berufsgruppe besser vertreten als die Landwirte, obwohl die Anzahl der Betriebe jährlich sinkt. Wir werfen einen Blick auf eine starke Lobby, auf Unternehmer im Mittelland, hart arbeitende Menschen in den Bergen und Aussteiger.

## # 3 «Die Tamilen»

In den 80er-Jahren waren sie das Feindbild schlechthin, die Stereotypen gleichen sich: Tamilen in Lederjacken, Tamilen mit Messern, Tamilen als Heroin-Dealer. Heute würde kaum eine Küche funktionieren ohne ihre stille Arbeit. Und doch wissen wir kaum etwas über sie.

## # 4 «Die Zigeuner»

«Zigeuner» ist ein verpöntes Schimpfwort, das dem «27. Kanton», den Jenischen, in keiner Weise gerecht wird. Wir spüren den Wurzeln, dem Alltag und den immensen Schwierigkeiten dieser speziellen Gruppe von Schweizern nach, aber auch anderen Fahrenden wie den Roma und Sinti.

## # 5 «Die verlassene Kinder»

Kinder in Heimen, bei der KESB, in Pflegefamilien oder verdingt auf dem Land: ein schwieriges Kapitel der Schweizer Geschichte. Kinder sind das schwächste und gleichzeitig das wichtigste Glied der Gesellschaft. Wir werfen einen Blick darauf, was aus den Schwächsten der Schwachen geworden ist.

## # 6 «Die Tschinggen»

Vom Stiefel wandern seit Ende des 19. Jahrhunderts Menschen in die Schweiz ein. Viele kamen der Arbeit wegen, wurden von uns dafür gerufen. Manche flüchteten aber auch vor Armut und Faschismus. Wir stellen diese Einwanderer, die zu einem festen Bestandteil der kulturellen Identität der Schweiz geworden sind ins Zentrum.





Geistige Landesverteidigung 2015

### Basis-Mitgliedschaft

120 Franken im Jahr (mit Abo Helvezin)

steht natürlichen Personen offen, Einzelnen oder in Gruppen (z.B. Familien, Ehepaare, Konkubinate oder WGs).

### Mitgliedschaft mit Reduktion

60 Franken im Jahr (mit Abo)

wird bei Vollzeit-Studium, Berufslehre, AHV-Rente mit EL, IV oder Sozialhilfe gewährt (mit schriftlichem Beleg).

### Mitgliedschaft mit Förderung

ab 600 Franken im Jahr (mit 2 Abos)

steht natürlichen und juristischen Personen offen, einzeln oder in Gruppen (s.o., aber auch Firmen, Stiftungen, Vereinen, Genossenschaften uam.). Das zweite Abonnement kann an eine Drittperson zugestellt werden.

### Mitgliedschaft mit Spende

ab 5 Franken im Jahr (mit Online-Abo)

steht allen Personen offen. Die Höhe einer Spende ist unbegrenzt.

### KLEINGEDRUCKTES

Die Mitgliedschaft erneuert sich am Ende eines Kalenderjahres automatisch um jeweils ein weiteres Jahr. Ein Wechsel der Abo-Form oder eine Kündigung ist bis spätestens drei Monate vor Ablauf eines Kalenderjahres (30. September) beim Verein einzureichen (Brief mit Poststempel oder per Mail).

\* e-Mail unbedingt angeben. Weil wir sowenig Papierpost versenden wollen wie nötig, machen wir Vereinskommunikation gerne elektronisch. Trägerverein Helvezin | 3000 Bern

Unsere Konto-Angaben:  
Postfinance: 89-278960-3  
Raiffeisenbank Bern:  
IBAN CH25 8148 8000 0069 1706 2

## HELVEZIN

die Zeitschrift für meine Schweiz

### ANMELDEALON

- Basis-Mitgliedschaft**  
120 Franken im Jahr (mit Abo Helvezin)
- Mitgliedschaft mit Reduktion**  
60 Franken im Jahr (mit Abo)
- Mitgliedschaft mit Förderung**  
ab 600 Franken im Jahr (mit 2 x Abo)
- Mitgliedschaft mit Spende**  
ab 5 Franken im Jahr (mit Online-Abo)

Name

Adresse

PLZ / Ort

e-Mail (\* bitte unbedingt angeben)

Ort, Datum & Unterschrift



# SCHREIBEN SIE EIN STÜCK SCHWEIZER GESCHICHTE – ALS MITGLIED IM TRÄGERVEREIN HELVEZIN!

**HELVEZIN**

die Zeitschrift für meine Schweiz

Trägerverein Helvezin  
3000 Bern



**B**

Nicht frankieren  
Ne pas affranchir  
Non affrancare

Geschäftsantwortsendung Invio commerciale risposta  
Envoi commercial-réponse



Trägerverein Helvezin  
3000 Bern